896 Bibl. Mont

<36629160090011

<36629160090011

Bayer. Staatsbibliothek

Ueber meine Verhaftung und einige andere Vorfälle meines Lebens

Von

B. V. Ephraim,
Königl. Preuß. Geheimem Rath.

Zweite vermehrte Auflage.

Dessau, 1808.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht zur ersten Auflage.

Ich war lange unentschlossen, ob ich die Geschichte meiner Verhaftnehmung zur Wissenschaft des Publikums bringen sollte. Der Gerechte hat nicht nöthig sich zu vertheidigen, dacht' ich, indem die Sache für ihn selbst spricht. Allein ich bin es der Menschheit und meinen Freunden

schuldig, das Verfahren wider mich aufzudecken, und die dabei ausgestreueten mannigfachen höchstleidenschaftlichen Nachreden zu widerlegen.

Es geschieht auch im mindesten nicht aus einer Art von Selbstrache gegen diejenigen, die, ohne Vorwissen des Königs, des Großkanzlers und der Gerichte, ein lettre de cachet oder geheimen Verhaftbrief wider mich ergehen lassen; sondern ich überlasse es blos dem Urtheil des Publikums, ob eine solche Verhaftnehmung, ohne den Verhafteten zu verhören, noch ihm zu sagen, warum und von wem er ver-

haftet wird, und ohne ihm ein gebührendes gerichtliches Urtheil zu sprechen und solches vielmehr sogleich öffentlich bekannt zu machen — ein in einem wohleingerichteten Staat rechtliches Verfahren zu nennen sei? — ungeachtet ich, um alles dieses wiederholentlich, aber vergebens, gebeten habe.

Das Detail dieses Gegenstandes habe ich mit möglichster Kürze und Schonung dargestellt, und vielleicht werden die dabei vorkommenden Episoden und andere damit verbundene Gegenstände politischen Inhalts, den meisten Lesern nicht uninteressant sein;

wenn es gleich nicht geschehen konnte, ohne vielleicht zuviel von mir selbst zu sprechen; so unbedeutend ich auch das, was mich selbst betrift, gern gehalten lassen will.

B. V. E.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Da wider meine Erwartung die erste Auflage dieser Schrift gleich in den ersten 14 Tagen der Herausgabe gänzlich abgegangen; so habe ich mich entschlossen diese zweite herauszugeben; zumal ich vielfältig den Wunsch der Leser vernommen, daß dieselben über manche Gegenstände ausführlicher unterrichtet seyn möchten. Aus diesem Grunde sehe ich mich veranlaßt, statt eine unveränderte zweite Auflage, vielmehr eine mehr erklärende darzustellen.

Denjenigen, die etwa einen gewissen jetzt gewöhnlichen Schwung im Vortrage und in der Schreibart von mir verlangen möchten, kann ich weiter keine Gründe entgegenstellen als daß mir selbst das modische gesuchte und gekünstelte im Vortrage nicht ganz gefällt; dies gehört nur in das Fach der Dichtkunst und Beredsamkeit, die bei den hier vorgetragenen Gegenständen im geringsten nichts mitzuwirken haben, mithin ein reiner populairer Vortrag gerade der passendste und zweckmäßigste ist.

Zwar muß ich auch gestehen, daß, als ich diese meine Begebenheiten niederschrieb, meine pyhsischen und moralischen Kräfte durch die üble und grausame Behandlung, die ich erlitten hatte, äußerst geschwächt worden waren, und daher wohl manche

Stellen manchem nicht gehörig abgerundet scheinen mögen; allein eine gänzliche Abschleifung und Verzierung der Schreibart finde ich dennoch, wie gesagt, dem Gegenstande nicht angemessen.

Der Hauptgesichtspunkt und das wesentlichste meines Vertrages besteht darin, daß ich es für eines jeden wohldenkenden Menschen Schuldigkeit halte, seine Mitbürger auf die Pflichten der Regierung aufmerksam zu machen, (denn eine rechtschafne und wohlmeinende Regierung haben wir) und nur die äußerst strafbaren Vergehungen derer, welche die Menschheit und die Rechte der Menschen zu Boden drückten, zu rügen und öffentlich kund zu machen, damit höhern Orts solchen Misbräuchen der Gewalten abgeholfen werde.

Um so einleuchtender aber ist es, daß der Vortrag solcher Gegenstände ganz ungekünstelt und einfach, dem Karakter der Wahrheit gemäß und mit höchst klarer Diktion dargestellt werden müsse, damit er jeder Klasse von Lesern geeignet sei. So wie der Rost mit zum Beweise der Aechtheit einer Antike gehört, so ist ein ungekünstelter und selbst etwas nachlässiger Vortrag das Gewand der Wahrheit. Ich hoffe übrigens daß die von mir verlangten nähern Aufschlüsse die Leser befriedigen werden.

Den 23. September 1806 wurde ich, Vormittags um 11 Uhr, von drei Personen, wovon einer der Policey-Inspector Jacobi war, in meiner Behausung arretiret, und meine Zimmer mit dem Polizei- und meinem Siegel belegt. Ich wurde hierauf nach der Hausvoigtei gebracht, wo man mir keine Freistunden erlaubte, noch viel weniger mit irgend jemand zu sprechen. Mein ganzer dortiger Arrest verstrich, ohne daß man mir ein Verhör anberaumte, oder wenigstens mir die Ursache, so sehr ich auch darauf drang, davon bekannt machte. Auf meine Bitte um einen Justiz-Commissarius, und um eine Vollmacht für meine Frau zur Betreibung meines Handels und der Geschäfte der

Gold= und Silber=Manufaktur, wurde nicht reflectiret, und es ist leicht einzusehen, daß dies meinen Kredit nicht verbessert sondern ihm vielmehr geschadet hat. Mein Bedienter mußte in Beisein des Inspectors mir die nöthigen Kleidungsstücke zuzählen und überliefern, mit der Aeußerung, daß alles wieder entsiegelt sei, welches auch der Inspector selbst mir nachher versicherte. Man erlaube mir folgende Betrachtungen hierüber anzustellen.

Es giebt keinen Staat in Europa, selbst diejenigen nicht ausgenommen, die sich durch die härteste Despotie auszeichnen, wo man nicht den Arrestanten binnen 24 Stunden verhört, oder doch wenigstens mit der Ursache seiner Festsetzung bekannt macht. Ferner, ist es nicht für die Gerichte zuverlässiger, entweder den Angeklagten selbst, oder einen seiner Seits dazu Bevollmächtigten bey der Entsiegelung zuzulassen? worauf ich auch antrug; aber vergebens. Was ver=

liert man bey einem solchen gesetzmäßigen Verfahren? Wie vielen schiefen und argwöhnischen Vermuthungen, die sonst unausbleiblich sind, würde man dadurch nicht ausweichen? Eigentlich war es schon widerrechtlich, die Abnahme der Siegel und Bemächtigung meiner Papiere ohne Zuziehung des Insp. Jakobi zu bewerkstelligen. Zum Glück wurde der Auftrag zu dieser Entsiegelung einem würdigen und rechtschafnen Manne dem Hrn. Geh. Rath Küster aufgetragen.

Ich saß bis zum 18. October in der Hausvoigtei, wo im Allgemeinen die Arrestanten menschlich behandelt werden. So lange auch kein Urtheil rechtskräftig geworden ist, müssen solche Oerter nur zur sicheren Aufbewahrung, freilich nach Maasgabe des präsumtiven Vergehens, mit mehr oder weniger Vorsicht, verordnet und eingerichtet sein. Howard hat hierüber sehr weise und zur

Nachahmung zu empfehlende Vorschläge gemacht, welche aber leider nicht befolgt werden. In den ersten Tagen ihres Verhaftes ängstigen sich die Gefangenen mit dem Gegenstande ihres Arrestes. Tiefsinn, Nachdenken, wie sie ihr Recht oder Unrecht vertheidigen oder demselben einen rechtlichen Anstrich geben sollen, beschäftigt sie; aber sie kommen bald damit ins Reine. Sie sehen mit Erstaunen bei ihren Mitgefangenen Ruhe des Geistes, ja sogar Munterkeit. Der eine liest im Gehen mit ruhigem Nachdenken; schwenkt rechts und links; macht im Sande Figuren; beweist und prophezeiht, daß die Franzosen den Preußischen linken Flügel tourniren, und diesemnach die Preußen total schlagen werden. Wer verkennt hier den großen Taktiker Hrn. v. **Bülow**. Ueberhaupt beschäftigen sich die Gefangenen sehr mit Lektüre. Während meines Aufenthalts daselbst, habe ich, außer den

Büchern, die ich aus meinem Hause erhielt, aus einer Lese-Bibliothek Gibbons Werk von dem Verfall und Untergange des römischen Reiches von neuem durchgelesen. Da mir kein Schreibzeug gestattet wurde, so notirte ich über 200 der auffallendsten Stellen, die ich zu benutzen dachte, indem ich mich mit einem Werk über den Verfall des Kontinents beschäftige. Ich kritzelte mit einem Messer die nöthigen Seitenzahlen an die Wand. — Den Körper durch Auf- und Abgehen im Gefängniß gesund zu erhalten, wird von den Verhafteten nicht außer Acht gelassen. Mir wurden in den ersten 14 Tagen gar keine Freistunden erlaubt, und in den letzten acht Tagen des hiesigen Arrests genoß ich dies nur des Nachts, wenn alles verschlossen war, wo ich in Gesellschaft des Inspectors eine halbstündige Bewegung hatte.

Den 19. Nachmittags um 5 Uhr kam

der Inspector in Begleitung zweier Leute und erklärte mir, daß er Befehl habe, mich diesen beiden Leuten zu überliefern. Ich muß gestehen, daß diese Menschen weder in ihrer Kleidung noch im äußeren Ansehen das geringste hatten, was gerichtliche Achtung oder Zutrauen einflößen konnte. Einer davon, vermuthlich der Obere, sagte in einem barschen Ton: „Ziehen „Sie sich geschwind an, Sie kommen von „hier weg.“ Wohin? fragte ich. „Das „werden Sie schon erfahren.“ Kann ich meine Sachen mitnehmen? Der Mann nahm eine wichtige Miene an; doch endlich sagte er: „Packen Sie nur zusam„men, aber nicht zu viel.“ Ich habe aber keinen Pfennig Geld; kann ich nicht nach Hause schicken und mir etwas holen lassen? „Das wird sich wohl finden, und Ihre übrigen Sachen können vielleicht nachgeschickt werden; fort! fort! Der

gut-

gutherzige Inspector fiel mir um den Hals und sagte, wir wollen doch nicht als Feinde scheiden! und eine Thräne stieg ihm ins Auge. Bei allem was heilig ist, dieser Mann hat nie was von mir annehmen wollen. Ich packte also so viel zusammen, als man mir mitzunehmen erlaubte, und ging damit nach dem Vorhofe, wo eine Kutsche stand, in welche ich nebst den beiden Leuten hineingeworfen wurde, und so ging es durch die Stadt. — Auf der Königsbrücke schrie der gewaltige Machthaber Halt! und stieg aus. — Mein Gott! fragte ich ihn, was ist die Ursache dieses harten Verfahrens? Er antwortete mit einer hönischen Mine: „Das wird sich wohl dort aufklären." Jenseits der Königsbrücke rief er wiederum Halt! und befahl dem andern zur Prenzlauer Landwehr hinaus zu fahren und entfernte sich. Ich ließ mich nun mit dem an-

dern in ein Gespräch ein, welcher meinte, man könne doch errathen, daß es nach Küstrin gehen werde. Er machte die philosophische Bemerkung: keiner wäre jetzt seines Kopfes sicher; auch er könnte morgen um seinen Kopf kommen wenn er mit hinaus müßte. Dies war eben keine tröstliche Anrede und Aussicht. Ich erfuhr nun auch von ihm, daß der Abgestiegene der Secretair des Platzmajors wäre, und er selbst dessen Bedienter sei. Endlich erschien der gewaltige Mann wieder, aber heiterer, mit einem kleinen schmalen offenen Bauerwagen, nebst einem Unter-Officier und zwei Gemeinen. Er rief, aufgesetzt, geschwinde! Zu mir sagte er eilig: Habe ich doch die Flasche Wein, die Sie mitgenommen haben, vergessen. Hat nichts zu sagen, erwiederte ich. Ich dachte: aus deiner Miene habe ich es schon errathen. „Nun Bursche, geladen.“ Hierauf warf er sich triumphirend in die Kutsche,

und fuhr zurück. Ich kann gewiß versichern, daß ich, ungeachtet der mißlichen Lage in welcher ich mich befand, bei dem martialischen Befehle, das Gewehr zu laden, mich kaum des Lachens habe enthalten können. Lieber Gott! dachte ich, ein Kind wäre hinlänglich gewesen mich alten kränklichen Menschen nach Küstrin zu bringen; ich wäre gewiß allein dahin gegangen und hätte mich überliefert. So viel erfuhr ich noch durch den Bedienten des gedachten Secretairs, daß alles vom Gouvernement befehliget worden sei, nemlich von Sr. Exellenz dem Minister v. Schulenburg, Ich erfuhr neulich von dem Baierschen Gesandten, daß er ihm dieses sehr behaglich mitgetheilt habe; woraus hinlänglich hervorgeht, wie leidenschaftlich der M. Schulenburg gegen mich gestimmt war.

Dieser so allgemein bekannte Minister v. Schulenburg war nie mein Freund,

indeß können unmittelbare Verhältnisse unmöglich die Ursachen seiner Abneigung gegen mich gewesen seyn. Dieser Mann war im Karakter und Stande zu weit über mich erhaben, als daß ich mit ihm in irgend einen unmittelbaren Mißlaut gerathen konnte; wohl aber nahm dieser Ehrenmann es sehr übel, daß ich dem König wiederholentlich über mancherlei schädliche Maaßregeln und Einrichtungen Vorstellungen machte; unter andern in Hinsicht der Lotterie, wo der Abzug von zehn Prozent nur zur Hälfte dem Staat zu Theil wurde; desgleichen wegen der ungeheuern Ausprägung der Scheidemünze, dessen Unglück ich vorhersagte, was uns jetzt trift. Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit einen Umstand zu eröfnen, der zwar unglaublich scheinen wird, dessen Wahrheit aber von mitwirkenden Personen bekundigt werden kann.

Da es ruchtbar wurde, daß die Englän-

der uns mit falscher Münze überschwemmten, so wurde deshalb eine Konferenz gehalten. Der Minister Schulenburg äußerte sich in Betref der deshalb zu publizirenden scharfen Edikte: „Man müsse diese Sache gar nicht berühren, weil sonst die Münze in Mißkredit kommen würde. Kann man sich wohl etwas läppischers denken, da es schon weltkundig war, daß ungeheure Summen falscher Münze eingeschleppt wurden? Allein der Grund des Ministers bestand darin, um gewisse Vortheile davon .... nicht zu entsagen. —

Ich ersuchte den Minister Haugwitz, sich dieserhalb bei dem Englischen Gesandten Carrysford zu beschweren. Dieser hatte aber die Unverschämtheit, zu erwidern: „Man müsse den Thäter angeben und die Einschleppung der falschen Münze auf der Gränze durch gehörige Maaßregeln verhindern." Da die-

se Münze doch öffentlich in Bermingham fabrizirt und im Kostümhaus daselbst zur Versendung angegeben wurde. — Nur als man ihm drohte, auch hier auf Englische Banknoten-Verfälscher nicht zu vigiliren, wurde in England einer, auf die Angabe des Preuß. Gesandten, arretirt; welches aber weiter keinen Erfolg hatte.

Schulenburg und Haugwitz haben stets die Englische Partei gehalten, und wenn es auch von letzterem auf einige Zeit nicht geschah, so war er nur aus Zwang, wie jener Preuß Offizier, der eine französische Kokarde aufsteckte, citoyen par force.

Die von dem Minister Schulenburg verübten Verfolgungen entstanden also nur aus dem Widerwillen gegen mich, daß ich die Mißbräuche aufdeckte, wodurch er fremder Habsucht zu genügen strebte. — Sollte dies fremde nicht blos fremde Habsucht gewesen seyn, so bitte ich um Verzeihung. — —

Es war eine heitere sternhelle Nacht, der fünfte Tag des ersten Mondviertels; aber es ging eine schneidende Nordluft, und ich war freilich nicht sehr verwahrt. Der alte Unteroffizier sprach die erste halbe Meile kein Wort, es fror dem armen Mann, denn er hatte so wenig, als seine Soldaten, einen Mantel um, wobei ihm die Worte entfielen; wenn wir doch erst den halben Weg nach Landsberg zurückgelegt hätten! Je nun, sagte ich, die andere Hälfte soll es ihnen schon nicht mehr so kalt sein. „Wie so das? versetzte er, je später in der Nacht, und je näher zum Tage desto kälter wird es. Gedulden Sie sich, Alter, sagte ich, Sie werden sehen, ich halte Wort. Wir sind gleich da, sagte der eine Soldat. Wie spät mag es wohl sein, fragte der Unterofficier den Kutscher; es ist noch nicht 7 Uhr, erwiederte dieser. Ich widersprach ihm, und sagte, es müßte zwischen ½ und voll acht Uhr seyn. „Wie können Sie

dies so genau bestimmen?" Das werden Sie bald sehen, Alter, ob ich Recht habe. Wir stiegen ab, und ich zeigte ihm meine Uhr, die gerade 55 Minuten auf 8 war. Dies setzte ihn nicht wenig in Erstaunen; er bat mich ihm das Geheimniß davon mitzutheilen. Da ich noch nicht wußte, wes Geistes Kind er war, so sagte ich mit einer geheimnißvollen Miene: man müßte mehr können als Brod essen, um sich zu einer solchen Eingebung fähig zu machen. Mein beabsichtigter Zweck wurde erreicht, denn von dem Augenblick an erwarb ich Achtung bei ihnen. Ich forderte von der Wirthin Brod, Butter und Käse; konnte aber nur wenig essen, weil er zu salzig war. Als wir abgehen wollten, sagte der alte Mann: da der Käse doch übrig bleibt, so will ich auch ein Stückchen davon nehmen. Ich wußte nun, was ich wissen wollte; ich beurtheilte diesen Mann richtig. Er handelte pflichtmäßig,

aber nicht pedantisch. Ich ließ meine zusammengebundene Betten hereinbringen, nahm zwei Ueberröcke heraus und gab einen davon dem Unter-Officier. Das darf sich wohl leiden, war seine Bemerkung. Den Soldaten, ein Paar jungen Menschen, gab ich Kissen, um sich die Lenden damit zu bedekken. Es war für die Jahrszeit sehr kalt, und wir krüppelten bis 11 Uhr, ehe wir nach Landsberg kamen. Mit Besorgniß bestellte ich daselbst gleich einen großen Topf mit Warmbier, ungeachtet ich nur noch 20 gr. in der Tasche hatte, das Getränk war aber nicht zum besten gerathen. Ich konnte nur eine Tasse davon genießen, und sagte mit Vorsatz: Mehr kann ich nicht zu mir nehmen, und schob den Topf dem Unteroffizier zu, der ihn auch mit den 2 Soldaten ausleerte, ohne etwas zu sagen oder sich zu bedanken. Um 12 Uhr ging es weiter, über Taßdorf, ein Umweg von einer Meile.

Wir krochen ohne anzuhalten bis 8 Uhr, ehe wir in Müncheberg ankamen, wo wir im goldenen Löwen abstiegen. Dem Wirthe, Hrn. Heinrich, schien es nicht zu behagen, daß ein Kommando mit einem Arrestanten in seinem vornehmen Wirthshause Quartier nahm. Ich wurde von diesem Ehrenmanne von oben bis unten lange betrachtet, that aber als wenn ich es nicht bemerkte. Ich forderte eine Portion Kaffee und Semmel, welches der Madame Heinrich nicht ganz gelegen schien, und es währte lange ehe ich ihn bekam.

In der Hausvoigtei hatte ich aus der Hamburger Zeitung ersehen, mit welchem Verbrechen man mich beim Publikum angeschwärzt hatte. So viel ich mich besinne, war die Ankündigung folgende: „Ein bei „seiner Nation in Achtung stehender Jude „ist dieser Tage wegen gepflogener verrätheri„scher Korrespondenz arretiret worden." Der

Hamburger Korrespondent nimmt sonst nicht leicht in seine Zeitung etwas auf, was gegen einen preußischen Unterthanen gerichtet ist, denn er stehet unter aller Aufsicht — allein was erlaubt man sich nicht gegen einen Juden. In der Zeitung für die elegante Welt wurde ich sogar mit Namen genannt, und zwar mit dem dieser Zeitung so gewöhnlichen eleganten Witz. „Es gebe Spione in allen „Gestalten.“ Diesen beiden Blättern habe ich es zu verdanken, daß man mich wenigstens mit einem angeblichen Verbrechen bekannt gemacht hat. Es war daher in Müncheberg — — diesem wahren preußischen Abdera — — für so weise Männer nicht schwer zu errathen, daß der Arrestant, der durch öffentliche Blätter angekündigte Staatsverräther sey. Es währte auch nicht lange so war die ziemlich große Gaststube voller Menschen und ich wurde als ein Delinquent gezeigt. Unter allen Anwesenden war der

Meister Schmidt der auffallendste, welcher, wie es mir schien, in Müncheberg keine kleine Rolle spielt. Wer kennt nicht die drei um eine Tonne sitzenden Bauern von Ostade? Dieser gute Mann sah dem von ihnen am ähnlichsten, der ein Glas in der Hand und die rothe Mütze auf ein Ohr geschoben hat; ein kleiner, untersetzter Mann, breiten Gesichts, ziemlich breiter Nase, tiefen aber funkelnden kleinen Augen; Mit diesen sah er mich drohend an, und ich konnte in seiner Miene deutlich lesen: o hätte ich dich doch in meiner Werkstätte, ich wollte dich so mit meinen Cyklopen zerhämmern, daß du daran denken solltest. Der Lärm nahm immer mehr zu, und auch auf der Straße versammelten sich Menschen vor den Fenstern. Ein junger Mann, gepanzert mit einer Amtsmiene, erschien. Er wandte sich zu dem Unteroffizier und fragte ihn mit einer donnernden Stimme: „Sind Sie ein Landeskind? ja

antwortete dieser mit militärischer Trockenheit. „Auch ihr? die zwei Soldaten anredend. Ja, war ihre Antwort. Das ist mir lieb! — Er wollte eigentlich dem Berlinischen Gouvernement seinen Beifall zuklatschen, daß es so klug war, zu diesem großen Geschäfte Landeskinder und keine Ausländer zu nehmen. Das Gedränge nahm immer mehr überhand. Ich sagte leise zu dem Unterofficier: Alter, sein Sie auf Ihrer Huth! Nun erschien auch der hocheingeweihte Herr Prediger, und hielt eine lange Rede über Landesverrätherei, wobei er wiederholentlich äußerte: „Wenn „ich einen Bruder hätte, der ein Landesver„räther wäre, so würde ich mir kein Gewis„sen daraus machen, ihn den Gerichten zu „überliefern." Ich will den Namen dieses Geistlichen nicht hersetzen, weil er mehr ein Narr als ein böser Mensch ist. — Zu dem Unterofficier sagte ich leise: „die Sache wird „ernsthaft." Es währte auch nicht lange,

so erschien von neuem der erwähnte junge Mann, und stellte den Unterofficier zu Rede, warum er leise mit mir gesprochen hätte; er werde ihm noch zwei Leute mitgeben die ihre Pflicht besser beobachten würden. Der alte Mann gab ihm aber keine Antwort; dies verdroß ihn, und nun wurde er laut. „Herr, sagte er, „wenn Sie wüßten, wer ich bin, „würden Sie besser Ihre Pflicht zu erfüllen „wissen und Ihren Hut abnehmen! Ich bin „der Justizbürgermeister Schwarz." In meinem ganzen Leben ists mir nicht sauer geworden, zwischen Demokrit und Heraklit zu wählen; man kömmt weit besser weg, wenn man über die menschlichen Thorheiten lacht, als wenn man darüber weint; ich blieb immer gelassen. Ich mußte wegen einer unentbehrlichen Nothwendigkeit auf den Hof gehen, als ich aber wieder ins Vorhaus hinein treten wollte, bekam ich einen Schlag auf den Kopf; ich schrie auf, faßte mich aber gleich,

und machte keinen Lärm, weil es noch andere mehr dreist machen konnte; der Thäter lief davon.

Zuletzt kamen auch Kinder in die Stube; der Untetoffecier sagte freundlich zu ihnen: was wollt ihr hier? Der Herr Justizbürgermeister Schwarz nahm sich aber der Sache an und sagte: in einem Wirthshause hat jeder freien Zutritt. Unter den mich angaffenden Neugierigen trat auch ein alter ehrwürdiger Spartanischer Krieger auf, mit einer goldenen Ehren-Medaille und einem großen Stock in der Hand. Ich hielt ihn für einen von denen die mich begleiten sollten. Es war eine lange hagere Figur, ein Mann in den siebzigern, mit einer biedern Miene. Nachdem er mich lange genug angesehen hatte, holte er aus dem Innern seines Herzens einen tiefen Seufzer und sagte mit einer jammernden Stimme: „Dieser Verräther ist an unserm ganzen Unglück Schuld." Mit wel-

chem Ton und Ausdruck er dies deklamirte — ja deklamirte — läßt sich nicht darstellen, so wenig man die ganze Stellung nebst dem blassen, hagern langen Gesicht mit Worten malen kann; nur ein Raphael kann so etwas mit seinem Pinsel lebhaft versinnlichen. Kurz, ein mit der Bothschaft der Gnade vorbeieilender Engel würde, im tiefen Anschauen versenkt, sich dabei verweilet haben.

Hätte ich mir nur das geringste vorzuwerfen gehabt, bei allem was heilig ist, ich hätte es auf der Stelle eingestanden. Ihr Herren Psychologen, die ihr doch von allem gleich eine Ursache wissen wollt, was mag wohl hier Veranlassung gewesen seyn, daß eben die erniedrigende und kränkende Beschuldigung dieses alten Mannes mir meine ganze Heiterkeit und gute Stimmung wiedergab, und ich sogar die Schmerzen am Kopf dabei nicht mehr empfand? Doch was liegt daran, ob es von dieser oder von jener psychologischen

Er-

Erscheinung herrührte; es war einmal so. Ich vernahm unter andern, daß der Bürgermeister in Betref meiner, wie er selbst sagte, sogar eine Staffette von Berlin aus erhalten haben solle, und zwar vom Minister von Schulenburg.

Wer diesen thätigen Mann kennt, der weiß, daß ihn nichts aus der Fassung bringen kann, und wie sehr er, selbst in den größten Bedrängnissen, für alles gesorgt hat. So hat er z. B. als die Franzosen sich der Stadt Berlin näherten, die Anerbietungen einer Gesellschaft, welche die im Zeughause damals vorhandenen 80000 Gewehre das Stück zu acht Thaler ankaufen und auf ihre Gefahr in Sicherheit bringen wollte, standhaft zurückgewiesen, und die dazu nöthigen Schiffe vielmehr zur Wegbringung der alten Akten und Papiere des Ober-Kriegskollegiums genutzt. Dies hat gewiß seinen Grund in einer tief verborgenen dem Publikum ganz

unbekannten Weisheit gehabt. Auch fehlte es diesem Minister nicht an ganz besonderem Heldenmuth, indem er sich heroisch auf ein Pferd schwang und die Garnison zum Thor hinaus führte, wie es sich für einen Gouverneur geziemte; worauf er sein Schwerd in die Scheide steckte und glücklich wieder nach Berlin zurückkehrte.

Dies unzweckmäßige Benehmen des Ministers zeigte sich auch in Hinsicht der von ihm befohlnen Fortbringung meiner Person nach Küstrin, wodurch er einen strafbaren Eingrif in die Rechte des Königs, und gleichsam ein Verbrechen der beleidigten Majestät beging; indem niemand ohne ausdrücklichen Befehl des Königs nach einer Festung gebracht werden darf. Wie groß muß also die Feindschaft, Wuth und Rachsucht des Ministers gegen mich deshalb gewesen seyn, daß ich so manches .... Sr. Maj. dem König hinterbracht habe, worüber er für sich Ur-

sache hatte, mit mir äußerst unzufrieden zu seyn.

Ein Reisender, der so eben angekommen war, redete mich an, und prahlte mit seinem Patriotismus. Ich merkte aber, daß er dem Guten zu viel gethan hatte, und antwortete keine Silbe. Der hochgebietende Bürgermeister hingegen nahm das Ding anders; er ging den Mann hart an, wie er so verwegen seyn könne, mit einem Arrestanten zu sprechen! Er examinirte ihn aufs schärfste und ließ ihn dann abfahren.

Ich war nun bereits vier Stunden in der Lage eines Delinquenten, der zum Gericht geführt werden soll, und zum Prunk und Amusement gezeigt wird, jedoch mit dem Unterschied, ein Delinquent wird gewöhnlich bemitleidet, ich hingegen wurde verabscheut und stets mit geballten Fäusten bedrohet. Wie, dachte ich, soll das Gaukelspiel denn kein Ende nehmen? Ich begann unruhig zu

werden. Zum Glück forderte der Meister Schmidt wieder einen Schnaps, — und mir fiel die drollige Idee ein: daß selbst das Schlimmste auch seinen Nutzen hat. Du taugst doch zu etwas; du bist doch die Ursache eines Volksfestes zu Müncheberg; es wird den guten Leuten gewiß noch acht Tage lang Stoff zu ihren Unterhaltungen im Bierhause geben.

Das Gedränge war aufs äußerste, und der Vorspann war noch nicht da. Endlich fiel mir ein Mittel ein, welches mir glückte. Ich dachte: so lange mich die Leute nur mit allgemeinen, nicht auf mich allein anzuwendenden Sticheleien und Anzüglichkeiten quälen, so lange mußt du dich ruhig halten; aber wie wäre es — richtig. — Ich rief mit etwas barscher Stimme: Herr Justizbürgermeister! verzeihen Sie, daß ich durch Ihre eigene Ankündigung erfahren habe, wer Sie sind; — ich riß hierbei den Hut ab,

um ihn wegen des dem Unterofficier gegebenen Verweises lächerlich zu machen. — Ich kann nicht zugeben, sagte ich, daß dieser Mann mit der goldnen Medaille (auf den beschriebenen 70jährigen Invaliden zeigend) mich eskortire; haben Sie die Güte, ad Protocollum zu nehmen, daß er gesagt, ich sei derjenige, der das Vaterland in dieses Elend gebracht habe. Der Herr Bürgermeister antwortete mit etwas leiserer Stimme, wie bisher: „Dieser geht auch nicht mit: es ist der Kreisbothe und muß hier bleiben." Der Herr Bürgermeister machte sich davon, auch der Alte lief bestürzt zur Thür hinaus, welches mir sehr nahe ging. Ich dachte: guter Alter, vergieb es mir! ich glaubte nicht, daß dies eine solche Wirkung auf dich machen würde. Komme ich wieder durch Müncheberg, so will ichs dir in der That abbitten, und ein Händedruck. — Mein Blut war einmal in Bewegung gesetzt; ich verspürte

spürte eine Aenderung, und meine Kaltblütigkeit war dahin. Ich ging nun auf den Herrn Prediger los, und hielt eine Rede, die ziemlich lange dauerte, wovon ich nur das Wesentlichste hier mittheile.

„Bevor ich mir die Ehre nehme, die Re„de an Sie zu richten, erlauben Sie, daß ich „erst ein paar Worte an die ganze hier ver„sammelte Gesellschaft vorausschicke."

„Meine Herren! bei der jetzigen Kalami„tät muß natürlicherweise jeder preußische Un„terthan auf das höchste gespannt, um seinen „König, den Staat, und seine eigene Existenz „äußerst bekümmert seyn. Nicht nur sein „eigenes Wohl hängt von dem Ausgange der „jetzigen Katastrophe ab, sondern auch das „Leben manches geliebten Ehegatten, Vaters, „Bruders, oder Sohnes liegt jedem am Her„zen, und Thränen des Kummers entfallen „jedem Auge. Die immerwährende Unruhe „beengt jedem Raum, und man ist nirgends

„lieber als an demjenigen Orte, wo man sich „nicht befindet.“

„Meine Herren! Sie haben vermuthlich „gehört oder auch in den öffentlichen Blättern „gelesen, daß man mich verhaftet hat, und „zwar aus der Ursache, weil ich unerlaubte „verrätherische Korrespondenz gepflogen ha- „ben soll. Mich hier zu verantworten, hal- „te ich für unschicklich und unzweckmäßig; „so viel kann ich aber wohl sagen, daß es er- „logen ist, und dies ist hier im Wirthshause „mehr als genug. Ich verdenke es keinem, „daß Unruhe und Neugierde ihn von seinen „Geschäften abhalten und hierher treiben; „aber Sie, mein Herr Prediger, werden er- „lauben, daß ich nun auch Ihnen meine Mei- „nung mittheile. Man kann von Ihnen „und besonders von Ihrem Berufe schon et- „was mehr erwarten und verlangen. Wir „leben nicht mehr in den Zeiten, wo Metho- „disten und katholische Pfaffen auf öffentli-

„chen Plätzen, wie es jetzt noch in dem fin-
„stern Neapel üblich ist, — auftreten und
„predigen. Oeffentliche Reden und morali-
„sche Ermahnungen gehören bei uns in die
„Kirche aber nicht ins Wirthshaus. Und
„was für einen Zweck beabsichtigten Sie, als
„Sie den Auflauf und Aufstand beförderten?
„Sie bemüheten sich, mich, durch Ihre
„menschenfeindlichen Ausdrücke, gleichsam auf
„die Tortur gespannt, unablässig zu peinigen.
„Es ist keine Kleinigkeit, wenn man sich unter
„erbitterten Menschen befindet, welche die Fäu-
„ste ballen, und mit drohenden Blicken ihre
„Wuth zu erkennen geben. Nicht der König
„oder sonst ein dazu befugter Richter, sondern
„Sie, Herr Prediger, waren so dreist, mir ei-
„ne so harte Strafe zuzuerkennen, und sie
„executiren zu lassen; Sie, dem es obliegt,
„Liebe, Sanftmuth und Nachsicht zu empfeh-
„len, und vor allen Dingen in die Rechte kei-
„nen Eingriff zu thun. Allem diesen haben
„Sie gerade entgegen gehandelt.“ rc.

Es wurde angekündigt, daß der Vorspann angekommen sei; die Sachen wurden auf den Wagen geworfen und der Hr. Bürgermeister befahl, daß der Unterofficier nebst den zwei Gemeinen zu Fuß gehen, die beiden Bürger hingegen mit geladenem Gewehr sich auf den Wagen setzen sollten. Hier kam jemand, unter dem Vorwande, mich hinauf zu helfen, und gab mir einen Stoß zwischen die Beine — — der mir weit schmerzlicher war, als der Streich den ich auf den Kopf bekam. Ich schrie zwar, faßte mich aber gleich, und sagte nur, das war hart! Jene Vorsichtsmaaßregeln schienen indeß dem Herrn Bürgermeister noch zu geringe; auch Kavallerie mußte mich begleiten, welche durch den Herrn Mävius, wohlangesehenen Bartscheerer, repräsentirt wurde. Dieser Mann wußte Ordnung zu halten; er befahl, daß niemand mit mir sprechen sollte. Im Herausfahren aus Müncheberg, bewirthete

man mich noch mit Koth ins Gesicht, ich machte aber kein Aufhebens davon.

Wie tröstlich ist doch die schöne Natur! wie bald kann sie alle finstern melancholischen Ideen verscheuchen und den Menschen im größten Leiden mit sich selbst und dem ganzen Menschengeschlecht versöhnen! Es war ein heiterer Herbsttag; der eine Bürger mit seine Flinte war ein guthmüthiger Mann. „Sie haben gedient, mein Freund," fragte ich ihn. Ja, ich war unter der Artillerie und habe 29 Jahre mitgemacht, und nun bin ich Ackerbürger in Müncheberg. „Kann der Hr. Bürgermeister bei einem Militairkommando auch Bürger hinzufügen, wenn das Kommando es nicht verlangt?" Er antwortete mit einer wichtigen Miene: Der Mann weis was er thut: er ist hochgelehrt, studirt, stehet in großem Ansehen und wird protegirt. „Also" erwiederte ich, „kennt ihn der Minister oder gar der König?" Er antwortete: der Herr Ge=

heimerath Beyme ist sein großer Gönner. — Nachher erfuhr ich, daß es sein Neffe war, der bei Gelegenheit eines umgefallenen Wagens mit Königsleuten, deren er sich angenommen, Justizrath wurde. Der Prediger hatte eine Verwandte des gedachten Herrn Geh. Beyme geheirathet.

Gegen 3 Uhr kamen wir in Seelow an. Auch da hatte Herr Mävius, dieser mich begleitende Kavallerist, im voraus angekündiget, daß man bald einen großen Staatsverbrecher sehen würde. Als ich anlangte, war der ganze Flecken bereits versammelt. Wir stiegen im Wirthshause ab, und die bürgerliche Infanterie und Kavallerie entfernte sich, um bei einem guten Freunde zu schnapsen. Nach einer Stunde kam der Vorspann, und wir reiseten in derselben Ordnung weiter. Auch dieser Abend war schön; Wetterbeobachtungen sind keine Tändeleien. Man glaube nicht, daß es für einen Menschen in meiner Lage

gleichgültig sei, ob das Wetter heiter oder trübe ist; ganz und gar nicht. Sobald man nur über sich Meister ist, und nicht stets an seiner mißlichen Lage hängt, auch hinreichende Macht über sich selbst hat, mit andern Gegenständen sich zu beschäftigen: so sind alle Leiden sehr leicht zu ertragen. Der Mond schien helle, und als wir vor Küstrin kamen, kündigte ich wiederum an, was die Uhr sei; die Glocke schlug so eben neun, und bestätigte die Größe meiner tiefen Weisheit. Meine Begleiter verwunderten sich nicht wenig, und einer fragte mich: ob ich etwas von der Sterndeuterei verstände? Ich antwortete mit einer mystischen Miene: gerade so viel, als zur Ankündigung der Zeit nöthig ist. Wir kamen an die Brücke, die aber aufgezogen war, und es wurde durch die Schildwache an der Hauptwache gemeldet, daß ein Kommando von Berlin mit einem Arrestanten ankäme. Nach einer guten Stunde kam die Antwort,

man sollte den Arrestantrn an die Thorwache außerhalb der Stadt, auf der Schanze abliefern. Welche Härte! einen kranken Arrestanten eine Stunde lang auf der Straße warten zu lassen, weil der Hr. Kommandant zu bequem war vom Spieltisch aufzustehen. Von welchem Gepräge dieser Mann überhaupt war, hat sich nachdem hinlänglich bewiesen. Man brauchte auch nur irgend eine Unterredung mit ihm zu haben, um sich von der Ignoranz und Idolenz desselben zu überzeugen. Daher ein Souverain nicht behutsam genug in der Wahl seiner Diener seyn kann; allein Ingersleben bekam diese Stelle indirekte von dem großen Minister Schulenburg, dessen Verhältnisse meinen Mitbürgern zu Gnüge bekannt sind und dem Ausländer nicht interessiren; weshalb ich das Detail davon hier übergehe.

Ich wurde also dahin gebracht; es war eine kleine Stube, ungefähr 12 Fuß lang,

und 4 Fuß breit, worin die Pritsche die Hälfte derselben einnahm. Der Chef der eskortirenden Kavallerie, der kommandirende Herr Bartscheerer, verordnete, man sollte zu mehrerer Sicherheit auch zwei bürgerliche in die Wachstube zulassen; welches genehmiget wurde. Ich hielt mich ganz ruhig; endlich bat ich den Unterofficier, ob es wohl möglich sey, in dem nächsten Wirthshause zwei Portionen Kaffee und eine Buttersemmel zu bekommen. O ja, antwortete der biedere Unterofficier.

Es war hier gedrängt voll, kaum war noch ein Platz zum Sitzen da. Der Kaffee langte an; ich trank zwei Tassen, und fragte den Unterofficier: ob er das übrige genießen wollte. Er nahm es. Ich war sehr ermüdet und abgespannt; der gute Unteroffieier bemerkte dies, und sagte: Bursche! macht doch für den Mann etwas Platz auf der Pritsche. Ich legte mich hin und schlief sehr

erquickend bis 5 Uhr. Gegen 8 Uhr kam der Befehl, ich sollte nach der Stadt gebracht werden. Man führte mich mit nicht weniger als 2 Unterofficieren und 6 Mann zum Kommendanten von Ingersleben, wo ich auf dem Flur warten mußte. Der Chef der bürgerlichen Kavallerie ging nebst dem Unterofficier, der mich transportirt hatte, hinein, und sie erhielten Ordre, mich nach der Hauptwache zu bringen. Dort befahl der Unterofficier, der die Ordonnanz hatte, daß ich mich ausziehen sollte. Wie, dachte ich, sollte man dich wohl prügeln wollen? — denn zwei andre Unterofficiere hatten mich in ihrer Mitte. — Mir entfiel der Muth; jedes Kleidungsstück wurde sorgfältig betastet. Meine Besinnungskraft hob sich indeß ein wenig wieder; ich wurde bis auf die Strümpfe ganz nackend entkleidet, und die Ordonnanz rief einem Soldaten zu: komm er her! Als dies gesagt wurde, hörte ich

Ketten rasseln. Sie wollen dich wohl in Eisen schmieden, dachte ich, und wäre beinahe in Ohnmacht gefallen; allein glücklicherweise fiel mir Sokrates mit seinen Banden ein. Ich mokirte mich aber über mich selbst, daß ich einen solchen Eigendünkel hatte, meinen Zustand mit dem jenes weisen Mannes in Parallele zu stellen. Seit 10 Jahren habe ich mich geübt, meine Besinnungskraft zur schnellen Erhaschung komischer oder auch angenehmer und für mich interessanter, froher Ideen zu gewöhnen, so daß fast in demselben Augenblick, wo ein widriger Zufall mir zustößt, meine Denkkraft auch sogleich wie durch einen Ableiter, auf einen mildern Gegenstand geleitet wird. Man befahl mir, mich wieder anzukleiden. Bei der ganzen Operation blieb die Thüre offen, und der Zugwind verursachte meinem nackten Körper eine sehr peinliche Empfindung. Ich hatte noch Kräfte genug, solches auszuhalten, und

glaubte

glaubte nicht, daß meine Gesichtszüge sich sehr verändert haben mochten. Ein Unterofficier pflanzte sich nun mit einem Esponton vor mir hin, und keiner durfte mit mir sprechen. Gegen mir über saßen 10 bis 12 Soldaten, die mir steif ins Gesicht sahen, und bis auf einen einzigen gaben sie sehr deutlich durch ihre Minen zu verstehen, sie glaubten ich sei unschuldig. Was dieser im Grunde unbedeutende Beifall auch seyn mag, so würkte er doch so sehr auf mich, daß ich meine ganze Heiterkeit wieder bekam. Welch ein elendes Geschöpf ist doch der Mensch! Ich war immer ein abgesagter Feind aller physioguomischen Wahrsagereien, und dennoch waren in diesem Augenblicke die physiognomischen Kenntnisse, welche ich den Soldaten zutraute, für mich sehr schmeichelhaft. Man ließ mich fast eine halbe Stunde sitzen; der Unterofficier, der mich von Berlin hierher transportirt hatte, trat herein, und wollte mir den

Gulden geben, den er von da für mich mitbekommen hatte. Da mir alles das Meinige abgenommen war, so ließ ich dies Geld dem mir gegenüber stehenden Unterofficier geben. Das Rasseln der Ketten klärte sich nun auch auf, indem ein geschlossener Soldat hinter dem Ofen hervortrat. Nun konnte ich mir die schadenfrohe Mine des Müncheberger Bartscheerers erklären, als er vom Kommandanten herauskam. Vermuthlich hatte er eine Requisition vom Justizbürgermeister überbracht, daß man mich genau durchsuchen sollte, weil er den Berlinischen Unterofficier eines Einverständnisses mit mir beschuldigte. Ich ersuche jeden inständigst, mir den Aufenthalt ditses braven Mannes gefälligst anzuzeigen, indem ich ihn bis jetzt noch nicht habe ausfindig machen können. Dieser gute Mann kam noch einmal zurück, uud drückte mir treuherzig die Hand, so daß mir die Thränen entfielen. Diese stumme Szene machte einen sicht-

baren Eindruck auf alle Soldaten, und es herrschte in fünf Minuten eine gänzliche Stille in der Wachstube. Endlich kam der Platzmajor Feige und führte mich in die Stube des wachhabenden Officiers, wo er mir meine Uhr, die silbernen Knieschnallen und den Gulden wiedergeben ließ. Im Herausgehen steckte mir ein Soldat, ein hübscher junger Mensch, verstohlnerweise sein Fläschgen mit Branntwein in die zerrissene Seitentasche meiner Beinkleider; ich verspürte wohl etwas, wußte aber nicht was es sei; ich habe den guten Menschen nicht ausfindig machen können: das Fläschgen soll aber meine Reliquie bleiben.

Ich muß wieder auf Müncheberg zurückkommen, und mir einige Betrachtungen über den so sehr gepriesenen Patriotismus erlauben. Nur in den kleinen griechischen Republiken und bei den Römern, aber auch nur im Beginn ihrer Stiftung, und jetzt noch in England, war und ist Patriotismus. In

einer Monarchie muß der Monarch Ehrfurcht und Bewunderung zu erregen suchen. Bloße Liebe gegen seinen König ist Heuchelei, Achtung ist das Vehikel, worauf alles ankommt. Hat ein Herrscher diese, so kann er alles unternehmen und erlangen, sogar wenn man ihn hasset. Größtentheils stiftet in Monarchieen der blendende vorgaukelnde und einschläfernde Patriotismus das größte Unheil. Wehe dem Staat, wo das Volk sich vordrängt und ein Wort mitzusprechen beginnt, selbst wenn es einen guten Zweck hätte. Wie schnell artet der Patriotismus in Umwälzungen aus! Vertrauen, Ehrfurcht, Achtung gegen den Souverain müssen den Staat schützen und ihm Festigkeit geben. Friedrich dem Großen ist es nie eingefallen, Liebe zu fordern; er wußte wohl, daß diejenigen, die am meisten damit prahlen, nur Nebenabsichten haben. Das einzige was ein Souverain zu beobachten hat, worauf er hal-

ten und es nie aus dem Auge verlieren muß, ist, daß er sich nie in Rechtssachen menge und alle diejenigen genau beobachte, die um ihm sind. Er muß nie zugeben, daß sie sich in der geringsten Kleinigkeit etwas herausnehmen wollen. Wenn Menschen erst glauben, sich auf diejenigen verlassen zu können, welche die Person des Königs umgeben, so ist alles verloren, besonders leiden die Königl. Günstlinge darunter. Es giebt tausend Fälle, an welche der Günstling nicht denkt; die aber durch das Benehmen der von ihm Begünstigten ein falsches Licht auf ihn werfen. Das vorzüglichste, was ein solcher Mann zu beobachten hat, ist, Verdacht zu vermeiden; thut er dies nicht, so ist er schon dadurch strafbar. Man hat keinen Begriff, wie sehr solche Gegenstände, so gering sie auch scheinen, auf die Ehre und Achtung gegen den Souverain Einfluß haben.

Ich wurde aufs Schloß gebracht, wo

Staatsgefangene aufbewahret werden. Ermüdet und beinahe ganz abgespannt, konnte ich mich kaum aufrecht erhalten, und, um die steile Treppe hinauf zu klimmen, mußte ich drei- bis viermal auf allen Vieren kriechen; doch suchte ich solches vor dem Führer zu verbergen, indem diese Art Menschen gewöhnlich die geringste Niedergeschlagenheit zu ihrem Vortheil nutzen und ihrer Härte freieres Spiel lassen. Die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß Bösewichter durch nichts so gelenkt werden, als durch Festigkeit. Ich strengte mich mit aller Gewalt an, um etwas erheiterndes und einen Gedankenableiter zu erhaschen; allein vergebens. Ein Nebel überzog meine Gedanken, so wie meine Augen. Zwei Thüren mit starken Schlössern wurden geöffnet, und der Führer sagte: Hier sind Sie in einer von den Stuben, wo Friedrich der Große gesessen hat. Wo ist dieser göttliche Mann! schrie ich laut auf,

Die Umwölkung verzog sich, und ich bekam wieder etwas Besinnungskraft. Ich fragte nach Stroh, und der Platzmajor bot mir eine Bettstelle an, welche auch sogleich hineingebracht wurde. Er sagte mir, ich könnte mir mein Essen von der Frau kommen lassen, welche es für meinen Nachbar den Mitgefangenen, besorgte. Nun bemühte ich mich, meine Phantasie mit Bildern von Friedrich dem Großen zu beschäftigen. Die Thüre wurde verschlossen, und ich schleppte meine Betten mit vieler Anstrengung auf die Bettstelle, warf mich darauf, ließ die Betäubung wirken, und schlief ein. Es wurde geklopft, und zwar sehr stark; ich erwachte, und sprang im Taumel zur Thüre. Es war das Mädchen, welches mir mein Essen brachte. Ich sagte: ich bin eingeschlossen. Sie lachte laut auf, und sagte: schieben Sie doch nur den Schieber zurück; und nun reichte sie das Essen herein. Das spottende Gelächter

des Mädchens that mir weh. Da ich lange Zeit nichts genossen hatte, so fand ich dicke Erbsen mit höchstens 2 Loth Fleisch ziemlich gut, mäßigte mich aber. Ich fiel wieder in einen Schlaf, und erwachte erst um 6 Uhr. Das erste was mir einfiel, oder vielmehr womit ich erwachte, war, daß ich in dem Zimmer sei, worin auch Friedrich der Große gefangen gesessen hatte. Ich war verdrießlich, daß ich keinen Geisterbeschwörer habhaft werden konnte, um das Bild dieses großen Mannes, der mir so viel Gutes wiederfahren ließ, sichtbarlich anzuschauen; ich hätte dem Betrüger für seine Gaukeleien meine ganze Barschaft geben mögen, meinen einzigen Gulden. So dacht' ich, und diese komische Idee führte mich zu wesentlicheren Betrachtungen. Du hast kein Geld, was wirst du nun anfangen? Ei nun, man hat dir doch bis jetzt täglich 16 gr. gegeben; muß doch der arme Soldat mit 2 gr. fertig wer-

den. Denn ich glaubte nicht, daß man mir hier den Gulden täglich entziehen würde. Ich hatte diesen Abend kein Abendbrod; ich beruhigte mich aber mit dem Gedanken: fastet doch wohl ein orthodoxer Glaubensgenosse 3 bis 4 Tage ununterbrochen, du wirst dich wohl auch 24 Stunden, ohne zu essen, behelfen können. Ich legte mich bereits um 8 Uhr schlafen; erwachte aber um 2 Uhr. Da es Mondschein war, so ging ich eine ganze Stunde auf und ab, wodurch ich den Schlaf wieder erhaschte, der mich erst um 7 Uhr des Morgens verließ. Ich hätte gern eine Tasse Kaffee genossen; allein die Bedenklichkeit, mit dem Gulden gehörig zu wirthschaften, schreckte mich davon ab. Ich ließ mir für 6 pf. Brodt holen, und trank Wasser aus dem Kruge, denn ein Glas hatte ich noch nicht.

Gegen 9 Uhr kam der Platzmajor. Ich fragte ihn, ob er sich bei dem Kaufmann

Krappe erkundigen wollte, ob er mir wohl gegen eine Anweisung auf mein Comptoir, oder auf die Gold- und Silbermanufaktur, 5 thlr. geben möchte? Er that es, und brachte mir die Antwort, Hr. Krappe verweigere es. Ich fragte, ob ich denn keine Alimente bekäme? Nein, erwiederte der Major, Sie haben ja eigenes Vermögen. Man kann es keinem sehr verdenken, wenn er schwierig ist, einem vermeinten Staatsverräther Geld vorzuschießen. Ich ersuchte nun den Platzmajor, bei dem Hrn. Lemonius deshalb anzufragen Mit diesem würdigen Manne war ich vor 20 Jahren in einem starken Verkehr, indem ich damals die Besorgung des Einkaufs für die Königl. Magazine hatte. Dieser edle Mann sagte: Ephraim ist gewiß so unschuldig als ich; er kann von mir so viel Geld bekommen, als er will, nur muß ich dazu die Erlaubniß des Kommandanten haben. Der Herr Platzmajor meinte

aber, diese Erlaubniß würde nicht ertheilt werden können; wie nachher auch der Kommandant unverholen äußerte, mit den Worten: Geld vom Lemonius zu haben, kann ich nicht erlauben.

Was haben Sie denn, fragte ich, für einen Befehl aus Berlin erhalten, und was ist die Ursache dieses harten Verfahrens? Von wem ist der Befehl meiner hiesigen Aufbewahrung in Berlin unterschrieben? und in welchen Ausdrücken? Seine Antwort war: der Befehl ist vom Berlinischen Gouvernement ergangen, allein die Ursache ist nicht angegeben: Sie sind blos zur Aufbewahrung hergeschickt worden. Ist es denn nicht möglich, fragte ich, ein Verhör hier zu erhalten? Ich habe mich schon in Berlin deshalb bemühet und es erwartet. Hierauf erwiederte er, er glaube schwerlich, daß der Kommandant sich damit befassen werde. Und gleichwohl hat man mich so hart behandelt, erwie-

derte ich; man will mir keine Alimente geben, und doch auch nicht erlauben, daß gute Freunde mir Geld vorschießen? Da ich auch kein Verhör gehabt, die Versiegelung wieder aufgehoben und kein Urtheil gefällt ist, warum will denn der Hr. Kommandant mich verdammen, daß ich vor Hunger uud Ungeziefer umkommen soll? Dies sagte ich in einem harten, rauhen Tone und etwas aufgebracht, und es that die gehoffte Wirkung. Der Hr. Platzmajor war über mein Benehmen betroffen, und bot mir seine Börse an; meiner Seits, sagte er, will ich Ihnen Ihr Schicksal so viel möglich erleichtern; wollen sie einen Thaler? und zitterte am ganzen Körper als er den Thaler aus der Börse zog. Ich merkte mit welchem Menschen ich zu thun hatte: machte aber bonne mine à mauvais jeu und nahm den elenden Thaler. Dieser Mensch hatte sich gratulirt, daß ihm eine so gut zu benutzende Gelegenheit zu Theil ge-

worden, und glaubte durch sein Benehmen sich ganz unentbehrlich und mich ganz von sich abhängig zu machen. Ich rief deshalb meinen Nachbar, bat ihn um sein Schreibzeug und sagte: ich werde Ihnen, Herr Hauptmann, ein Billet an den Herrn Kommandanten geben, oder kann ich allenfalls dies durch den Unteroffizier besorgen? (wir hatten auf demselben Koridor eine Wachstube). Er war schon so schwankend geworden daß er nichts dagegen einzuwenden wagte. Vermuthlich dachte er auch: ich komme auf die vorige Art nicht zu meinem Zweck, und will lieber Zutrauen zu gewinnen suchen. Nach der Regel konnte er mit das Schreibzeug versagen. Ich schrieb an den Kommandanten, und ersuchte denselben, ein eingelegtes Billet an den Kriegsrath Lemonius abzusenden und den darin gebetenen Vorschuß von 15 thl. zu genehmigen; bekam aber keine Antwort.

Den 5ten Tag meines Arrestes kam der König mit der ganzen Suite. Ich schrieb an den Kommandanten mit der Bitte, folgendes den Generalmajors von Köckritz und von Zastrow vorzuzeigen: „Ich bin „seit dem 23. September in Berlin verhaf„tet, ohne daß man mich verhöret, noch mir „mein Vergehen kund gemacht hat. Den „18. October bin ich auf die grausamste „Weise nach Küstrin transportirt worden. „Ich bitte nicht um Entlassung aus meinem „Arrest, sondern nur um Rechtspflege. Doch „wünschte ich meinem Vaterlande durch mei„ne Bekanntschaft Dienste leisten zu können, „und durch dies Benehmen mich an meinen „Feinden zu rächen, sollte ich auch die Voll„führung dieser guten Absicht, selbst unter „Observation, als Gefangener thun müssen. „Ich bin in den öffentlichen Blättern als ein „Staatsverbrecher gebrandmarkt, und nur „eine öffentliche Ehrenerklärung kann mich „rechtfertigen.“

Der Kommandant hatte dies den drei Herren Generaladjutanten hinterbracht, worauf er mich den folgenden Tag zu sich holen ließ. „Ich soll Ihnen, war seine Anrede, dieses Gold einhändigen.“ Von wem kommt es? fragte ich. „Von hoher Hand,“ war die Antwort. Der Begriff von Hoheit wird sehr gemißbraucht; kömmt es von Sr. Königlichen Majestät, so muß ich es aus der gebührenden Achtung annehmen, die ich nie aus den Augen gesetzt habe, und troß der jetzigen ungerechten Behandlung auch fernerhin beibehalten werde. Wie reimt sich aber dies mit dem tyrannischen Verfahren, das dieser Monarch sich nie hat zu Schulden kommen lassen? — Dem Könige ist die Ursache ihres Arrestes unbekannt, war seine Antwort. Dies habe ich auch stets vermuthet, erwiederte ich; desto schlimmer aber ist es für diesen guten Monarchen selbst, für sein Volk, und besonders für mich, daß so

etwas in den Preußischen Staaten mög= lich seyn kann, wenigstens hat man doch, so viel mir bewußt ist, stets die Form beobach= tet; haben vielleicht gewisse Leute gefürchtet, ich möchte bey einem Verhör etwas aussa= gen, was ihnen nicht lieb sein könnte?

Der Kommandant wurde gesprächiger, und es entfiel ihm folgendes:

Sowohl dem Hrn. General v. Köckritz als v. Zastrow ist Ihr Schicksal zu Herzen gegangen. Das glaube ich, fiel ich ihm in die Rede; jener ist einer der rechtschaffensten Männer im Preußischen Staate; er be= sitzt zwar keinen glänzenden, aber doch sehr geraden Verstand. Dieser verbindet mit Rechtschaffenheit viele nützliche Kenntnisse. Ich hatte ihm einen Vorwurf zu machen, indem ich ihm geschrieben, daß seine Anwe= senheit in Berlin nöthig sei rc. Ich wünsch= te nur jemanden, der Fähigkeit und Muth hätte, den Obersten von Kleist zu imponi=

ren.

ten. — — — Gestehen Sie es nur, mein Herr Obrister, das Geld kommt von einem dieser beiden Männer. Er lächelte, und ich sagte mit thränenden Augen: geben Sie es nur her? von diesen will ich etwas davon mit der innigsten Empfindung und Liebe annehmen.

In der Folge erfuhr ich, daß der Herr General-Lieutenant von Zastrow es war, der dem Kommandanten befahl, mir so viel Geld zu geben als ich verlangte.

Der gute General von Köckritz sagte noch acht Tage vor seinem Ausmarsche aus Berlin: Lieber Ephraim! komm nicht mehr zu mir; du compromittirst mich, und überdies, was ist zu machen? er zeigte mit dem Finger — es war im Korridor auf dem Schlosse, unweit seines Zimmers — wo die Wohnung des Flügel-Adjutanten von Kleist war.

Man glaube nicht, daß die Verhältnisse

des Preußischen Kabinets denen von St. Cloud gleichen, wo alle politische Angelegenheiten zwischen Napoleon und Talleirand diskutirt und abgemacht werden; anstatt in den Konferenzen des Preuß. Kabinets auch der Obrist v. Kleist mit zugezogen wurde, der vorzüglich einer von denen war, die mit einer emsigen, imponirenden, hitzigen Art den Krieg gegen Frankreich betrieben haben; der aber, nachdem er selbst zu Napoleon geschickt wurde und denselben gesprochen, einsah, wie voreilig sein Benehmen gewesen. Allein das Uebel war leider nicht mehr ungeschehen zu machen.

Wenn ich übrigens sage, daß ich das Unglück voraus sah, so mag vielleicht manchem der Gedanke einfallen: Wo hat denn dieser Israelit die Weisheit allein her, um das Mißliche der Zukunft vor so vielen Höheren beurtheilen zu können? Allein aus der Folge meiner Geschichte ergiebt solches

sich ganz natürlich, indem ich von zarter Jugend an diesem Fach ergeben war. Ich wurde darin bereits unter Friedrich II. gebraucht, wo ich Gelegenheit hatte, die Aeußerungen so mancher erfahrnen Männer zu fassen und zu benutzen, wobei das Studium der Welt und Staatsgeschichte mir vieles darstellte, was auf dem Preußischen Staat sich gar wohl anwenden ließ. Wem dies nicht hinlänglich scheint der beherzige nur folgende Bemerkungen des Herrn Guibert*).

Dans cet Etat, que nous appellons militaire, parceque son Roi est un guerrier habile; dans cet Etat, qui s'est agrandi par les armes, qui n'existe et ne peut se flatter de consever ses conquêtes que par elles; les troupes n'y sont pas plus vigoureusement constituées

---

*) Remarques sur l'Essai général de tactique p. 101 et 102.

qu'ailleurs; elles y sont plus qu'en aucun autre pays, une assemblage de stipendiaires, de vagabonds, d'étrangers, que l'inconstance on la nécessité ammène sous les drapeaux, et que la discipline y retient; cette discipline ferme et vigilante sur quelques points, y est relachée et meprisable dans beaucoup d'autres &c. —— Qu'aprés la mort de ce Prince (Fréderic) dont le genié seul soutient l'édifice imparfait de sa constitution, il survienne un Roi foible et sans talens; on verra dans peu d'années le Militaire Prussien dégénerer et déchoir, on verra cette puissance éphemére rentrer dans la sphère que ses moyens réels lui assignent, et peut-être payer cher quelques années de gloire. —

Der Kommandant fiel mir ins Wort, der General Köckeritz sagte mir auch, er hätte Ihnen gerathen diskret zu sein. — Das ist wahr; erwiederte ich: allein ich, der ich das

Unglück leider im Voraus kommen sahe, konnte und wollte nicht schweigen.

Ich wurde nun wieder nach meinem Gefängniß gebracht.

Den Werth des Geldes lernt man nirgends besser, als hier kennen. Da ich die Erfolge nicht gewiß voraussehen konnte, und alle Anstalten zu einer langen Belagerung getroffen wurden, so war es desto nothwendiger, jeden Pfennig zu Rathe zu halten, daher ich mich täglich auf 10 gr. einschränkte; wovon ich aber bei den meisten Ausgaben um ein ansehnliches betrogen wurde. Der Genuß von allem war sehr elend und meine Nahrung beschränkte sich hauptsächlich auf Butter und Brod und frisches Wasser. In den ersten 8 Tagen bekam ich die stinkendste Butter, und diese war noch dazu so theuer, daß ich das Pfund zu 20 gr. rechnen konnte, und doch betrug meine Ausgabe mit Holz und Wäsche täglich 10 gr.

Mit den Unterofficiren hatte ich durch das Loch in der Thüre einige Unterhaltung und erfuhr alles was vorging. Hier fanden sich aber auch Neugierige ein, mich zu sehen, unter andern einige Artilleristen und Feldjäger. Ich ließ mir es gefallen, wiewohl ich anfänglich darüber verdrießlich und beinahe aufbrausend geworden wäre; aber auch diesmal rettete mich mein komischer Genius. Es fiel mir ein: ich könnte doch selbst im Gefängniß noch nützlich sein, und die Neugierde, gleichviel ob erlaubte, oder unerlaubte, befriedigen.

Was mich am meisten genierte, war der Mangel an Gefäßen; ich mußte alles mit dem Waschbecken bestreiten, so ekelhaft es auch war, und ich gab mir die Mühe es nach einer jeden Operation mit Sand auszuscheuern, denn meine Finanzen erlaubten mir nicht ein mehreres anzuschaffen.

Es ist himmelschreiend, wie wenig man

sich hier um die Gefangenen bekümmert. Der Kommandant kömmt nie in das Gefängniß, und der Platzmajor? — — in der Folge meiner Relation wird man den Ehrenmann näher kennen lernen. — Daß diese elende Lebensart einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit hat, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Ich fühle leider immer noch zu sehr die traurigen Folgen davon.

Den 30ten October kam die Nachricht, die Franzosen wären bis auf einige Meilen vorgerückt, und nun wurde alles mit erstaunender Aengstlichkeit zur Vertheidigung vorbereitet. So wenig ich auch militairische Kenntnisse besitze, so war mir doch manches auffallend. Z. B. warum man keine Anstalten traf, um im Nothfalle die Vorstadt abzubrennen? warum man sich nur auf die elende Schanze verließ? warum man nicht einen Brückenkopf anlegte? In acht Tagen hätte man vieles machen können. Ich konnte aus meinem

Fenster vom Schlosse alles beobachten, und in die Ferne auf das Feld sehen.

Den 31ten Vormittags hörte man schießen: dies waren die Vorposten. Nachmittags wurde es ernsthafter, aber die Franzosen schossen nur aus kleinem Gewehr, welches wir mit Kanonen beantworteten. Gegen 4 Uhr sprengten die Vorposten und die Kavallerie über die Brücke zur Stadt hinein; die Brücke wurde angesteckt und brannte auch ab.

Am Abend ließ der Kommandant anbefehlen, man sollte kein Licht brennen, weil der Feind darnach schösse. Bis acht Uhr wurde von beiden Seiten gefeuert, und von feindlicher Seite wurde es zuerst schwächer. Das Schloß, oder vielmehr das Gefängniß, war am meisten ausgesetzt, meine Stube war verschlossen, und hätte der Feind mit schwerem Geschütz gefeuert, so wäre dieses Gebäude zuerst eingeäschert worden. In solcher Lage ist es wohl das Beste, dachte ich, wenn man

sich aus dem Staube macht, und dies geschah dadurch, daß ich mich in meine Betten tüchtig einwickelte und einschlief, und erst um 5 Uhr Morgens wieder erwachte. Die Brücke brannte noch lichterloh, so daß ich, ungeachtet der Entfernung von etwa 300 Schritte, doch jeden Gegenstand in meiner Stube deutlich erkennen konnte. Ich steckte den Kopf zwischen den eisernen Stäben durch und sah hinab auf den Wall, aber ich erblickte keinen einzigen Soldaten mehr. Der Unterofficier wußte auch nicht, was vorging, und ich glaubte, der Feind hätte sich entfernt. Bei dieser Gelegenheit machte ich die so oft bestätigte Erfahrung, daß man allezeit besser daran ist, wenn man sich mit der äußersten Gefahr bekannt macht, und lieber das Schlimmste ahndet, als sich mit tröstlichen leeren Hoffnungen und Aussichten täuscht. Man gewinnt tausendfach dabei, denn so wie die Gefahr sich vermindert, wächst die Hoffnung

und der Muth, und man empfindet die Staupenschläge der Zeit weit weniger, denn die Zeit ist stets in uns selbst.

Vom 30sten Abends bis den 1sten November war ich mir ganz allein überlassen, und bekam diesen Tag kein Essen; ich nährte mich mit Kaffee und Kommisbrod, welches ich von den Soldaten bekam.

Den 31sten gegen Abend brachte man zwei Officiere, die Herren Bölzig und von Keller; ersterer hatte jemanden herausgefordert, und seinen Gegner tödtlich verwundet, und der Hr. v. Keller war sein Sekundant gewesen.

Den 1sten November Vormittags gegen 10 Uhr erfuhr ich, daß der Kommandant capitulirt habe.

Noch Ausgangs October wurden fünf Schiffe mit 1000 Centner Pulver von Küstrin nach Graudenz geschickt; auch diese fielen den Franzosen in die Hände. Es ist auffallend, daß nicht frühere und bessere Ver-

theidigungs-Anstalten getroffen worden waren. Ein Jahr ist doch noch kein so großer Zeitraum, daß man sich nicht an die schnellen Märsche der Franzosen hätte erinnern können, welche sie ins Reich und ins Oesterreichische gemacht haben. Das ganze Unglück haben Sachverstandige gar wohl vorausgesehen, wie ich solches zu Ende dieser Schrift weiter mittheile. Das ganze Personale des Kriegskollegii bestehet zuverlässig aus den rechtschaffensten Männern; ob aber damit Alles gethan ist, — doch ich will davon abbrechen, und den guten, leider ohnehin schon so übermäßig gekränkten Monarchen, nicht noch mehr betrüben; es würde auch überdies zu nichts helfen. —

Die Anordnungen im Ober-Kriegskollegio, zumal in Betreff der Festungen, stehen größtentheils unter dem General-Quartiermeister-Lieutenant v. Geisau, einer der vorzüglichsten Hebel des unseligen Krieges. —

Es sei ferne von mir, mich zum Tadler aufzuwerfen, und die Ehre sonst guter Männer zu trüben; — ich glaube aber, es ist jedem rechtschafnen Mann erlaubt, dem Publikum diejenigen zu schildern, die mich auf eine unerhörte Art deswegen verfolgt haben, weil ich dem Staat auf alle Weise nützlich zu sein, und dessen Untergang zu verhindern suchte, aber freilich dadurch ihren Lieblings-Meinungen entgegenarbeitete. Zwar ist die Wissenschaft der Politik mehr persönlich als abstrakt, auch sind Beispiele nicht immer ganz anwendbar, indem sie, gleich chemischen Kompositionen, sich stets von Natur verändern, und doch ist es die einzige Art welche die Politik zuläßt, und von jedem als eine Pflicht fordert, sein möglichstes zur Aufklärung der Geschichte beizutragen, eine Pflicht die ich folglich eben dadurch erfülle, daß ich die Haupttriebräder anzeige, die durch Bosheit oder Unwissenheit zu dem Unglück des Landes

beigetragen und auf meinen Untergang gewirkt haben; hätte es auch nur den Nutzen, daß es manchen Eingebildeten abschreckte, sich zu Stellen zu drängen, denen er nicht gewachsen ist, indem schon dadurch ein Hauptzweck erreicht wäre.

Der Herr v. Geisau war zwar schon unter Friedrich II. Quartiermeister-Lieutenant; der König machte aber nicht viel aus ihm, und brauchte ihn auch nicht. — Dieser leidenschaftliche Mann ist seiner gar nicht mächtig, und es hängt nicht von ihm ab, einen Gegenstand gelassen zu diskutiren. Der Anfang ist stets aufbrausend. Der sel. Minister v. Struensee hatte seine eigene Art mit ihm umzugehen, welches ich von dem Minister selbst vernommen. Er ließ Geisau ununterbrochen fortschreien, bis er müde war; dann sagte er mit einer lächelnden Miene: Herr General, haben Sie ausgeraset? Jetzt wollen wir alles gelassen diskutiren. —

Auf die Art konnte er alles mit ihm machen was er wollte. — Wie aber, erwiederte ich ihm, stehen dann die Sachen, wenn seine Untergebene oder andere schlaue Menschen sich eben dieses Mittels bedienen, ihre unlauteren Absichten zu erreichen? — Das geschieht leider freilich sehr oft, erwiderte derselbe. — Bei Geschäftsleuten müssen die leidigen negativen Tugenden gar nicht in Rechnung kommen. — Das Urtheil über jenen Mann ist im allgemeinen folgendes: „Er ist „zwar aufbrausend, aber ein unbestech„barer Mann." Wir wollen indeß beides näher betrachten. — Aufbrausend sein, wie dieser Mann es ist, heißt: seiner nicht mächtig sein, oder vielmehr, in dem Augenblick solcher Gemüthsstimmung, verrückt sein. — Denn wie viel für den Augenblick tolle Menschen giebt es nicht, die nach geendigtem Paroxismus so vernünftig sind wie alle übrigen, Was die negative Tugend, un-

bestechbar, betrift, so ist dies das abgeschmackteste was sich denken läßt. — Nur der weise, ruhige Mann, kann sich vor den Kniffen und den geheimen Gängen derer sichern, die in der Bestechungskunst geübt sind. — Zwar fällt es mir schwer, ein Beispiel davon zu geben, da ich in dieser Kunst selbst unbewandert bin. Doch eins fällt mir bei. Z. B. der zu Bestechende hat eine Frau, die er liebt, die sich etwas in ihm zu schicken weiß und geizig ist. Zu dieser kömmt der Bestecher, und sagt: „Wie groß ist jetzt leider die Noth, die Leute haben nicht einmal Geld in die Lotterie zu setzen. Mir sind so viele Loose auf dem Halse geblieben, daß ich nicht weiß wo ich damit hin soll, und für eigne Rechnung möchte ich sie höchst ungern spielen, lieber will ich sie für die Hälfte geben. „Ja, mein lieber Mann, erwidert die Frau, ich nähme sie gern, habe aber nicht so viel Geld.“ — Das hat nichts zu sagen;

ich gebe ja allen meinen Kunden auf Kredit. Natürlich muß dabei gewonnen werden; und siehe da, die negative Tugend der Unbestechbarkeit ist dahin. — Sie liegt wie in Ketten geschmiedet, so unschuldig auch der Mann selbst ist, und es sich gar nicht einmal träumen läßt.

Der Minister Struensee durch dessen Umgang ich manches gehöret habe, ist noch in theuern Andenken vieler rechtschafnen Menschen; auch ist es fühlbar genug, was der Staat durch seinen Tod verlohren hat. So lange der Min. Schulenburg diesem großen Finanzier und ehemaligen Direktor der Seehandlung die Geldgeschäfte allein überließ, so ging alles erwünscht. Sobald aber Schulenburg in diese Geschäfte pfuschern wollte, so entstanden Mißgriffe, die wir jetzt theuer genug bezahlen müssen, und woraus der Abstand der Fähigkeit dieser beiden Minister von einander am deutlichsten her-

vor-

vorgeht. — Schulenburg und Struensee verhalten sich wie Marcius und Appollo.

Struensees Verdiensten um die Kaufmannschaft oder den Handelstand könnten wohl durch eine Büste desselben im Börsensaal ein Andenken für die Zukunft gestiftet werden; denn man kann von der ehrwürdigen Korporation der hiesigen Kaufmannschaft, worunter ich das Glück habe so viele rechtschafne und einsichtsvolle Männer zu kennen nicht sagen: passato il pericolo, gabbato il santo.

Es verging keine Woche, daß ich nicht einigemal Stunden lang mit diesem Minister in Unterredung war, wovon ich mir vieles notirt habe. Unter andern erläuterte mir derselbe einst mit vielen Gründen, daß der Preußische Staat, ohne besondre glückliche Ereignisse, nicht im Stande seyn würde, sich noch vier Jahre zu erhalten; wo ich nicht

nre so war der ehrliche Geh. Rath Labaye bei dieser Unterredung zugegen.

Um wieder auf die Absendung des Pulvers von Küstrin nach Graudenz zurückzukommen — wovon diese Episode ausging — so bemerkte ich dabei, daß dasselbe von Berlin kam. — Bei diesem Umstande sind vorzgülich folgende zwei Fälle zu erwägen: entweder sah man ein, das Pulver sey in Berlin nicht sicher genug aufbewahrt, oder mangle in Graudenz. — Im erstern Falle ist die Frage: Warum Hr. v. Geisau seine Galle und sein Geschrei bei kleinlichere Gegenstände nicht lieber gespart, und solche vielmehr dazu angewendet habe, um die Kanonengießerei und Pulverfabriken in Festungen zu verlegen? welches von einsichtsvollen Männern vorgeschlagen worden ist. Ich weiß schon im voraus die Gegenfrage: Woher der Fond dazu? Allein wie haben sich denn doch Fonds zu Gegenständen gefunden, die ohne Gefahr

hätten aufgeschoben werden können? — Der Einwurf des Mangels an Pulver in Graudenz ist noch unverantwortlicher. — Die Regeln eines Vaubans Köhoorn ꝛc. Maaßregeln die schon von Griechen und Römern genau befolgt wurden, bestehen vorzüglich darin, daß sobald man einmal eine Festung für unentbehrlich halte, dieselbe auch mit allem nöthigen unverderblich versehen werden müsse.

Die Festung war mit allen Bedürfnissen gut versehen, aber nur für die Franzosen und nicht für die Preußen; denn am Tage der Uebergabe sollte die Preußische Garnison zum erstenmale Fleisch erhalten. Der Kommandant übergab die Festung — denn capituliren kann man so etwas nicht nennen — und dieses erfuhr ich durch die obgedachten Herren Offiziere.

Gegen Mittag bekam ich wieder etwas zu essen, es war aber harte, blähende Kost,

und meine Gesundheit verkümmerte sich immer mehr. Nun ging ich mit mir selbst zu Rathe, was anzufangen sei. Keine Wäsche, das Ungeziefer hatte ich mir bisher nur mit Mühe einigermaßen abgehalten, und mein Geldvorrath mußte bald erschöpft werden. Der gute Lemonius hatte sich zwar zu meinem Vortheile sehr edel erkläret, es war aber ungewiß, ob es bei dieser Erklärong bleiben würde*). Nehme ich, dacht' ich, meine Entlassung von den Franzosen an, so wird man glauben, ich sei mit ihnen in Einverständniß gewesen. Ich ging einige mal in der Stube auf und ab, und mein Entschluß war folgender:

du bleibst im Gefängniß und verdankest ihnen nichts.

Ich muß meine Leser mit meinen Nebengefangenen bekannt machen, weil sie als eine

---

*) Dieser edle Mann hat nachher wirklich sein Wort erfüllt

Episode in meine Geschichte mit verwebt sind. Ein junger Mann von Stande; seinen Namen will ich verschweigen, weil es ihn doch, wenn er einst wieder im Publikum erscheint, schaden könnte, saß wegen 2000 Thaler Manquements einer Postkasse gefangen und hatte noch 2½ Jahre zu sitzen. Ich werde ihn in der Folge den Postarrestanten nennen.

Die zweite war ein pohlnischer Jude von Geburt, schon seit 20 Jahren in Holland wohnhaft, und reisete in Geschäften von Königsberg in Preußen nach Holland zurück. Man griff ihn in Schönfließ auf, und ungeachtet alle seine Pässe richtig waren, wurde er doch zu Fuß hierher gebracht, und anfänglich sogar mit Ketten belegt.

Der Platzmajor stellte sich wieder ein und den Nachmittag kamen die Franzosen in die Stadt, und zwar mit ihrem gesammten großen Belagerungsheer von dreihundert Mann. Sie wußten sehr geschickt die nem-

liche Mannschaft hin und her marschiren zu lassen, damit man glauben sollte, sie wären einige Tausende stark. Die armen preußischen Soldaten waren sehr erbittert, und zerschlugen ihre Gewehre; ein Bombardier soll sich sogar aus Verdruß ersäuft haben. Die beiden Offiziere wurden entlassen, und der Herr Feige überließ die Schlüssel zu den Stuben der drei Gefangenen, dem auf dem Schloß sich noch befindenden Unterofficier; da man aber diesen mit seinen drei Gemeinen gänzlich vergaß, so übergab er mir die Schlüssel und zog ab.

Den 2ten November erschien der Herr Hauptmaan Feige mit einer geheimnißvollen Miene und außer Athem und sagte:

„Nun können Sie sich retten; Ihre Lage „ist verzweifelt; indem nunmehro alles für „Preußen verloren ist, denn Magdeburg „und Stettin sind auch über, und der Prinz „Hohenlohe ist mit seiner ganzen Armee

„gefangen Sie können jetzt nur durch die „Franzosen Ihre Rettung erhalten, aber „es wird was kosten. Der jetzige Komman„dant, der Oberst Duppelin, will 4000 „Thaler haben: ich will mit 2000 Thaler zu„frieden seyn.“

Fast hätte mich meine Kaltblütigkeit verlassen, und ich war im Begriff, ihn an die Brust zu fassen; erholte mich aber, und sagte ihm nur;

„Lieber Herr Hauptmann! ich hätte es „mir weit schlimmer vorgestellt; kommen Sie, „wir wollen gleich zum Kommandanten ge„hen.“ Er fiel mir ins Wort; „Können „Sie mir das Meinige nicht gleich in einer „Verschreibung geben? Ich erwiderte: Wie „thöricht handeln Sie! Was hilft die Ver„schreibung eines Gefangenen? da haben „Sie eine Anweisung auf ein Port d'Epee und „einer Huttresse.“

Ich zog ihn aus der Stube, nahm den

Holländer auch mit, und wir gingen nun zum Kommandanten. Der Feige sprach kein französisch und zitterte wie Espenlaub. Der Herr Obrist war ein sehr hübscher Mann; ein offener militärischer Charakter blitzte aus seinen Augen. Er hieß mich sitzen, und ich ersuchte ihn, den rc. Feige zu entfernen. — Hierauf wünschte er die Umstände meines Schicksals zu wissen, die ich ihm auch erzählte. Er drang in mich, zu gestehen, daß ich mit den Franzosen korrespondirt hätte. Ich antwortete ihm, so sehr es mir auch in diesem Augenblick nützen würde, wenn es geschehen wäre, so müßte ich doch bekennen, daß meine Korrespondenz mit den Franzosen blos in den Köpfen meiner Feinde existire. Da ich in meiner Erzählung den Umstand mit dem Gulden einfließen ließ: so nahm er die Börse von ungefähr 50 Louis und sagte: prénéz autant que Vous voulez. Ich bedankte mich und sagte ihm, daß ich von den Franzo-

sen weder Geld noch meine Freiheit anneh-
men könnte; daß ich an meiner Ehre gebrand-
markt sei, und daß dieser Fleck nur durch eine
öffentliche Ehrenerklärung meines Königs,
wodurch meine Unschuld völlig an den Tag
gelget würde, weggewaschen werden könne.
Nun entfernte ich mich, suchte den rc. Feige
auf, und ging wieder ins Gefängniß. Er
fragte mich, ob ich fertig geworden? Ja
sagte ich, mit 3000 Thaler. Sind Sie frei?
fragte er mich zudringlich; ja, sagte ich. Nun
so geben Sie mir die Verschreibung. Nicht
einen Pfennig, erwiderte ich; warum haben
Sie mich durch die Lappen gelassen. Ich
glaube, ein Donnerschlag hätte ihn nicht
mehr erschrecken können, als diese Worte. Er
erholte sich aber und sagte: geben Sie mir die
Schlüssel. „Nicht doch, bester Mann erwi-
derte ich; diese bekömmt der französische Platz-
major.

Ungeachtet ich ihn nun so nachdrücklich

abgefertigt hatte, so ließ dieser Mensch doch nicht nach, mich zu quälen, und schuf immer neue Ränke. Es wäre mir ein leichtes gewesen, ihn ganz zu Boden zu drücken; dies wollte ich indeß aus zwei Ursachen nicht, denn er hat eine Frau mit sieben Kindern, und ich wollte meine Freiheit nicht den Franzosen zu verdanken haben. Doch wünschte ich, wenigstens nur die Stadt zum Gefängniß zu haben; wollte aber auch diese Begünstigung nicht den Franzosen verdanken; kurz, ich leitete es so ein, daß ich alles selbst machte und bewirkte. Ich hätte die ganze Geschichte von diesem bösen Menschen verschwiegen, wenn derselbe nicht noch eine recht boshafte Niederträchtigkeit begangen hätte, und zwar folgende:

Der holländische Jude erhielt seine Befreiung, und kam auf das Schloß zurück. Monsieur Feige erschien, und verlangte von ihm 20 thl. Der arme Mensch kam bestürzt

zu mir, und sagte: Meine ganze Barschaft beträgt sechs Ducaten, zwei habe ich ihm bereits gegeben, wovon soll ich nun nach Hause reisen? Ich verbot ihm, das geringste weiter zu geben; allein der ꝛc. Feige bestand auf seiner Forderung und wollte den Juden nicht gehen lassen. Endlich riß er letzterem sogar einen Ueberrock vom Leibe, und nun mischte ich mich darin, fing an hart und nachdrücklich zu sprechen, und bewirkte den ehrenvollen Abzug des Herrn Explatzmajors Feige. — Eine solche Barbarei muß gerügt werden, und es ist Pflicht und Schuldigkeit, die Handlungen dieses Menschen dem Urtheile des Publikums Preis zu geben, damit andere Bösewichter von ähnlichen Verbrechen abgeschreckt werden, und mit den Gefangenen wenigstens menschlich umgehen lernen.

Den 2. Nov. kam auch der Feldmarschall Davoust nach Küstrin. Ich wurde den

Abend zu ihm gerufen; er fragte mich fast dasselbe, was ich bereits von dem Kommandanten Düppelin angeführt habe, und auch ihm gab ich dieselbe Antwort. Er äußerte sich über eine Sache, die mir wehe that, nemlich: „Ich habe nicht geglaubt, sagte er, daß „bei euch noch lettres de cachet und Ba„stillen existiren.“ Ich wollte darauf antworten; er ließ mich aber nicht zu Wort kommen, sondern sagte: Sie sind Ihres Arrestes entlassen. Ich erwiderte: das könnte ich nur mit einer Ehrenerklärung annehmen, und diese kann ich nur von Preußischer Seite erlangen, wenn es Eindruck machen soll. Er sah mir steif ins Gesicht und fragte mich: ob ich nicht ein paar Zeilen an Düroc schreiben wollte, er würde solches besorgen. Ich that es und zwar folgenden Inhalts:

„Ich hätte sehr gewünscht, Ew. Exzel„lenz zu sehen, weil ich gewiß, ohne Frank„reich zu schaden, meinem Vaterlande Dien-

„sie geleistet hätte. Allein die Umstände er„lauben mir nicht, Küstrin zu verlassen; „übrigens bin ich so frei, Ihnen den General „Zastrow zu empfehlen, der ein Mann „von Kopf und von einem für Preußen „heilsamen System ist ꝛc."

Davoust ist ein schöner unterhaltender Mann. Er äußerte sich mit folgenden Worten über die Schlacht bei Jena: „Ich habe mit meinem Korps von nur 24000 Mann gegen einen dreimal stärkern Feind aushalten müssen, und kann nicht sagen, daß ich einen schwachen Widerstand von eurer Infanterie gefunden habe." Besonders aber rühmte er die Preußische Artillerie. — Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit der in so vielen Flugschriften angeführten übertriebenen Vorwürfe zu erwähnen, die insgesammt gegen die Preußischen Heere und gegen die kommandirenden Generale und Officiere derselben gerichtet sind; worin man aber gewiß zu weit

geht. Man begeht eine bloße Mißhandlung, ohne gehörig unterrichtet zu sein.

Ich habe keine einzige Relation noch vielweniger Discusion, die Schlacht bei Auerstädt anlangend, gelesen; denn nur Militairpersonen, und auch nur diejenigen, die in der Strategie initirt sind, können ein Urtheil darüber fällen. Man erlaube mir, die Aeußerungen und Bemerkungen eines Sachverständigen, der Augenzeuge war, mittheilen zu dürfen.

„Ich mißbillige den Uebergang über die „Saale *). Der Herzog beorderte die Ar„mee in 3 Abtheilungen, und zwar mit einem „Intervall von 2 Stunden zwischen jeder „Abtheilung. Der Marsch der ganzen Ar„mee sollte nur auf einem einzigen Wege jen„seits der Saale effectuirt werden: warum „hat man nicht auch die andern Straßen

*) Vielleicht hatte man die Absicht, das Weimarsche und Braunschweigsche zu decken. ———

„diesseits der Saale benutzt? Der Train der
„Armee, das Proviantfuhrwesen rc. alles
„dieses auf einer einzigen Straße mußte Un-
„ordnung und Versäumniß verursachen, und
„dies erfolgte auch; bei dem Defilee drängte
„sich alles, und der Herzog konnte nur mit
„3 Divisionen Tete machen. Der Marschall
„Davoust benutzte alle Fehler als ein großer
„Sachverständiger. Es kam alles übereilt,
„und der Angriff geschah, bevor noch die
„Armee geschlossen in einer Linie konzentrirt
„werden konnte; der Herzog soll diese Worte
„gesagt haben:

„so werden Bataillen verloren!

„Allein was hat das sagen wollen? Wenn
„wider seinen Willen der Angriff statt hatte,
„warum hat er es nicht hintertrieben? Auf
„dem Kampfplatz muß der Held und nicht
„der Hofmann seine Stelle ausfüllen. Al-
„les kam so überraschend, daß nicht ein-
„mal eine Disposition zur Schlacht vom
„Herzog ertheilt wurde.“

Gleich viel, welches die Ursachen dieser verlornen Schlacht waren; das Unglück ist geschehen. Der Kluge durchschaue und schweige.

Da mein Zweck nicht sein kann, eine Relation von dieser unglücklichen Schlacht zu geben, so erlaube man mir, nur folgenden Schluß dabei zu machen: daß weder die Truppen noch die Generale Schuld daran waren, sondern alles nur dem Herzog allein beizumessen ist. Das auffallendste dabei ist dies, daß auch der Herzog den Angriff nicht genehmigte; denn als man ihn vom Schlachtfelde wegbrachte, sagte er: Man hat es ja nicht erwarten können; mithin bleibt das wesentliche davon unerklärbar. Warum gab er aber denn nicht andere Befehle? wird man mit Recht fragen. — Wer den Herzog genau kannte, der wird auch wissen, daß dieser unstreitig große Mann nur den einzigen Fehler der Unentschlossenheit hatte. Frägt

man aber, wenn man das wußte, warum hat man ihm denn das Kommando gegeben? so ist dies sehr schwer zu beantworten. So viel ist gewiß, daß der König selbst den Plan des Herzogs zu gewagt fand; auch hatte er viele Gebrechen der Armee mit gesundem Menschenverstande schon lange voraus eingesehen und richtig beurtheilt. Man kann nun daher zwar mit Recht fragen: warum denn der Krieg beschlossen wurde? Wem aber die von innen und außen gespielten Intriguen so bekannt sind als mir, der würde weit richtiger fragen, warum man nicht noch eher in diesen Fehler gefallen ist? Und in der That, ich möchte fast behaupten, daß selbst Friedrich der Große bei solchen Umständen, unter Kabalen und Intriguen, in denselben Fall gerathen wäre. — Hat nicht dieser große Maun, selbst in einem Alter, wo nur reife und kalte Ueberlegung Statt finden sollte, durch die Kampagne von 1778 einen

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Misgriff gemacht? — Ich habe dies Urtheil bei einer Gelegenheit erfahren, wo man nach dem Tode des Königs allerlei Beurtheilungen hervorsuchte und vorzüglich auch den sogenannten einjährigen Krieg tadelte, welches mich kränkte. Ich klagte dies dem Hrn. Gen. Lieut. v. Rohdig, der mir aber sagte, daß Friedrich selbst seinen Fehler eingestanden habe und zwar mit den Worten: Durch diese meine Uebereilung wäre ich beinahe ganz abhängig von Rußland geworden" Diese Aeusserung wurde auch vom Hrn. Feldmarschall v. Möllendorf bestätigt. — Jetzt wird man meine Behauptung wohl nicht zu gewagt finden. —

Den 4ten war mein armer Holländer noch nicht fort, weil er keinen Paß bekommen konnte. Ich ging mit ihm zum Obersten Guigne, weil der Oberst Düppelin den Commandantenposten nicht mehr hatte. Der Oberst war der älteste von allen Staabs-

officiren, die ich vom D'avoust- und Augereauschen Korps habe durchziehen sehen, ein Mann von 60 Jahren, aufbrausend, aber bieder. Man hielt mich über fünf Stunden im Büreau als Dolmetscher, so daß ich ganz heiser wurde. Zur aufgeräumten kordialen Unterhaltung giebt es keine bessere Gesellschaft als einen alten französischen Krieger; diese oft gemachte Erfahrung bestätigte sich auch hier. Das wilde jugendliche Feuer dämpft sich und das französische Blut bekömmt durch die Erfahrung und Eindrücke der Zeit eine Dosis von Mäßigung; doch nur so viel, daß die anständige Lebhaftigkeit nicht verlischt. Ich soupirte bei ihm in Gesellschaft einiger Kapitäne: außer dem Dienst spürt man nicht das geringste von der steifen Subordination. Der Kaiser erhob den General Menard zum Gouverneur der Neumark und Kommandanten von Küstrin. Dieser ist ein Mann in den vierzigern, mittler Statur, blaß-

sen Gesichts, und außerordentlich lebhaft. Ich erinnere mich, seinen Namen mit Lob, selbst in den Zeiten der Directoren, gehört zu haben. Wenn ich nicht irre, so hat er einst unter Dümourier, entweder Vanloo oder doch ein Fort in dieser Gegend mit Tapferkeit und Kenntniß rühmlichst vertheidigt.

Ich habe meine Leser mit einem die Menschheit entehrenden Gegenstande, nemlich mit des Feige Benehmen belästigt; jetzt werde ich sie dagegen auch mit einem Vorfall bekannt machen, der das Herz erhebt, und es mit demselben wieder aussöhnt. — Mein armer Postarrestant kann Fehler aus Leichtsinn begangen haben, aber gewiß nicht aus Bosheit. Er hat ein empfindsames Herz; mit dankbarem Gefühl erzählte er mir zum öftern das Gute was er von der würdigen Frau von Reck genossen. Gott lohne es ihr.

Den 9ten Morgens, kam der Hauptmann Feige in der größten Bestürzung und sagte: sie hätten sämmtlich Befehl abzureisen und zwar nach Spandau. Dieser Feige hatte noch 2 Thaler rückständige Alimente an gedachten Postarrestanten zu bezahlen. Ich sagte ihm leise, er sollte sie fordern; er that es aber nicht. Nur ein Arrestant, der kümmerlich von einigen Groschen täglich leben muß, kennt den ganzen Werth von 2 Thalern. Der Feige ging fort. Ich war ärgerlich und sagte: Lieber, Sie sind doch sehr leichtsinnig, ihre Barschaft ist 14 Groschen und Sie fordern das Ihrige nicht. Er war niedergeschlagen und sagte: ich weiß alles, aber jetzt mag er es wohl selbst bedürfen. Er hat eine Frau mit sieben Kindern, und Thränen entfielen ihm. Er fiel mir ohnmächtig in die Arme; unwillkührlich schrie ich laut auf: Sie sollen und müssen Ihres Arrestes entlassen werden. Seit diesem Vorfall be-

kam ich eine Art Hochachtung vor diesen jungen Mann, und ich genoß nichts woran ich ihn nicht Theil nehmen ließ. Wie ich aber zu jenem thörichten Gedanken kam, ihm seine Freilassung zu versprechen, weiß ich selbst nicht.

Ich machte auch die Bekanntschaft des Marschalls Augereau, und hatte Gelegenheit über eine halbe Stunde den Generalstab des Marschalls Davoust sowohl, als auch einige Tage nachher den Augereau zu beobachten. Sie unterschieden sich in vielen Stücken.

Beim Frühstück des General Menard kam auch der jetzige Lieblingsstof, nemlich die durch den Kaiser geschehene Berufung des Sanhedrin, zur Sprache. Sie waren nicht für diese Maaßregel und machten die Bemerkung: Dies wird dem Kaiser mehr Mühe kosten, als eine Schlacht. — Doch was ist für ihn unmöglich? Der ganze Stab,

besonders ein Oberster Lambert, ein feuriger junger Mann, der nicht übel spricht, meinte, es werde nichts gescheues aus dem allen werden. Die Juden lieben zu sehr das Geld, und wenn man ihnen alles wieder abnehme, was sie den Christen genommen, so würde ihnen nichts übrig bleiben. —

Die Bemerkung des Marschalls war gründlicher. Seit 14 Jahren, sagte er, genießen die Juden in Frankreich dieselben Freiheiten, wie die Christen, und dennoch bleiben sie einzig und allein beim Schacher. — Ich erwiderte dem Marschall mit derselben Gelassenheit, daß es kein Werk von 14 Jahren sei, eine Nation, die anderthalbtausend Jahr ein handeltreibendes Leben geführt, zu Ackersleuten umzuformen. Dem Obersten antwortete ich schon etwas feuriger, aber doch mit derselben Vorsicht! Alle die Herren fragten mich, ob ich Töchter habe, und wie viel Ausstattung ich ihnen gäbe, ohne sich zu

sehr um die übrigen zur Heirath so wesentlich nothwendigen Umstände und Eigenschaften zu bekümmern, welches anzeigt, daß sie wenigstens auch keine Abneigung gegen den Werth des Geldes haben; welches besonders bei jungen Leuten fast eine Tugend ist, warum wolle man denn diese Neigung den Juden verdanken? — Ferner, wenn man allen Nationen dasjenige wieder abnähme, was sie mit fas oder nefas genommen so würden sie sehr schlecht dabei fahren. — Der Oberst Lambert antwortete sehr witzig darauf aber nicht einleuchtend: „Den Franzosen würde dasjenige übrig bleiben, was von jeher das ihrige war, aber nicht so dem von Gott auserwählten Volk." Ich hätte zwar aus der Geschichte beweisen können, daß es auch mit ihnen, so wie mit allen Nationen, schwierig aussehen würde, suchte aber die Unterredung auf etwas anders zu lenken: weil auch ein Offizier von den Hülfstruppen sich zu feurig darin mischte. — —

Ich muß hier wiederum einer Episode Platz machen. Mein Postarrestant fing an, sein Schicksal ganz zu überschauen. Woher soll ich Unterhalt bekommen, sagte er betrübt, wenn Sie sich entfernen?

Seit dem letzten edlen Zuge, den dieser junge Mann äußerte, war er beständig in meiner Stube. Es fing an kalt zu werden, und der arme Mensch hatte weder Mantel noch Ueberrock. Da ich zwei Ueberröcke hatte, so schenkte ich ihm einen.

Die Absonderung von der menschlichen Gesellschaft ist keine so harte Bestrafung als man glaubt; man gewinnt dabei, wenn man Menschen sieht und nicht spricht. Ein anderes ist es, einen Bösewicht, zur Sicherheit der Gesellschaft, auf Lebenszeit zum Gefängniß zu verdammen, und ein anderes, auf eine bestimmte Frist. Das Peinliche liegt nur in den ersten Monaten, nachher wird man die Lage gewohnt. In Amsterdam

ist die Veranstaltung so, daß der Burgemeister oder Präsident, Schöppe, die Gefängnisse öfters besucht, und nach Maaßgabe der Konduitenliste, der Ergebung, der Reinlichkeit, des Fleißes, eine Minderung der Gefängnißjahre ertheilt. Ist die Verurtheilung eines Gefangenen auf eine kurze Zeit, so giebt er sich nicht auf; er sucht vielmehr, sich auf seine künftige Verhältnisse vorzubereiten und der Gesellschaft nützlich zu werden. In Berlin besucht der Präsident Hr. Woltermann alle Monat das Gefängniß, und erkundigt sich genau nach der Lage der Gefangnen. Hier in Küstrin bekümmert sich kein Mensch um einen Gefangenen, und ein Galeerensklave ist weit glücklicher als ein Staatsgefangener, geschweige die im Stockhause, welche verfaulen, und durch barbarische Behandlung vorsätzlich gemordet werden.

Man erlaube mir einen Vorschlag zur Einrichtung der Gefangenen zu machen, der

bereits im Waisenhause zu Amsterdam in Ausübung ist. Dort besuchen die Waisenhausmütter wöchentlich einigemal die Anstalten. Sie halten sich damit nicht etwa eine Viertel = oder Halbestunde, sondern halbe Tage auf und untersuchen alles. Unter diesen edlen Frauen habe ich eine Mad. Six gekannt, die Millionen besaß. Auch in Küstrin sind sehr achtungswerthe Frauen, die mit Freuden einem solchen Geschäft sich unterziehen würden, z. B. die Frau des würdigen Konsistorialraths Seyfert geb. Hornemann, desgl. die Frau Kriegsräthin Lorenz.

Ich habe der Verweigerung der 5 thl. von dem Kaufmann Krappe erwähnt, und ihn einigermaßen entschuldigt; derselbe wird mir hoffentlich verzeihen, wenn ich meinen Irrthum berichtige. Ich kam zu diesem Mann in der Absicht, mir einen Kalmuküberrock zu verschaffen. Er war ganz bereit, solches zu übernehmen. Ich besann mich aber anders. Eini=

ge Tage nachher fragte ich ihn, ab wir noch verwandt wåren, daß heißt, ob er mir noch Geld schuldig sei. Er sagte ja; ich verlangte von ihm 20 Thaler, er verweigerte es ganz kalt. Ich halte es für überflüssig, Betrachtungen über dies Benehmen hinzuzufügen.

Es muß ganz natürlich jedem die Frage aufstoßen: „Warum ist keinem andern solches Unglück zu Theil worden? *) Ich finde es nicht nur gerecht, sondern zu meiner Ehrenrettung pflichtmäßig, die Geschichte meiner diplomatischen Geckerei zu berühren, denn leider muß ich gestehen, ich war ein Gimpel, das meinige aufzuopfern um mich bekannt zu machen.

Sehr selten ist eine Biographie des Lesens werth, außer wenn sie den Scharfsinn und

---

*) Ich erfuhr erst nachher, daß auch der Geh. Kab. Rath Lombard hart behandelt worden ist.

Diction eines Plutarchs, Tacitus, Robertsons, oder die Laune eines Yoriks enthält; denn ohne diese Vorzüge wird der Held noch in zwei Bänden ein Embrio sein. Da dies Talent aber nicht jedem verliehen ist, so will ich alle Begebenheiten nur in sofern annehmen, als sie einiges Licht auf meine jetzige Lage werfen und solche aufklären können.

Die Erziehung im Preußischen Staat überhaupt war in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts noch sehr zurück, und vorzüglich bei den Juden. Ich wurde einem ärmlichen Talmudisten übergeben, der mir den Scharfsinn der Rabiner einprägte. Dieser Mensch war aber zum Glück ein guter Hebräer und ich lernte gründlich diese Sprache. Um die Heiligeschrift und die Propheten zu verstehen, wurde beschlossen, mir die deutsche Sprache im Lesen und Schreiben durch einen Unter-

officier beibringen zu lassen, jedoch nur auf drei Monat.

Ich hörte sehr oft meinen Vater sagen, daß der Magister Lessing einer der größten Männer sei. — Derselbe machte zuweilen Vorstellungen für ihn an den König und andre Behörden. — Dies merkte ich mir, ging zu ihm und bat ihn um einige Bücher; er gab mir Krügers Naturlehre. Bisher bestand meine ganze Lectüre in Luthers Bibel; ich durfte kein anders Buch sehen lassen, denn meine Mutter war eine sehr gottesfürchtige Frau, und äußerst orthodox. Ich las über vier Wochen in jenem Buch und brachte es dem Magister wieder. Er schlug es auf, ließ mich laut lesen und examinirte mich. Er lachte über meinen Kommentar, und sagte: Scharfsinn genug, aber kein Wort von dem was darin enthalten ist.

In der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts begann der Streit, oder vielmehr

der Federkrieg zwischen den Amerikanisch-Englischen Kolonien und dem Mutterlande, worüber jeder politisirte, aber ohne Sachkenntniß. Die Deutschen hatten so zu sagen, keinen einzigen guten statistischen Schriftsteller, aber Schmierer und Kompilateurs genug, z. B. Justi, v. Bilefeld, Sonnenfels ꝛc. Da ich einen Hang zur Staatswirthschaft äußerte, so rieth der sel. Lessing mir, gedachte Schriften zu lesen. Die französischen und englischen Schriftsteller konnte ich nicht benutzen; indem ich von dem Französischen, durch den dreimonatlichen Unterricht eines elenden Sprachlehrers von der Französischen Kolonie, wenig erlernt hatte, und im Englischen gar nicht bewandert war.

Zu Anfang des siebenjährigen Krieges begingen meine Eltern die Unvorsichtigkeit, mir jungen Menschen von 16 Jahren die Kasse anzuvertrauen. Ich wurde äußerst aus-

schweifend. Meine selige gottesfürchtige Mutter, deren Wohlthätigkeit gewiß auffallend merkwürdig ist, denn es vergingen wenige Nächte, wo sie nicht aus dem Bette geholt wurde, um Kranken oder Wöchnerinnen ihren Beistand zu leisten, und selten von solchen Hülfsbedürftigen wegging, ohne ihnen 2, 4 bis 10 Friedrichsd'or unter das Kopfkissen zu legen, — von welcher Religion sie auch sein mochten; — diese gute Mutter kränkte sich über meiue Ausschweifung; hatte aber den guten Einfall, sich an den sel. Lessing zu wenden. Er tröstete sie und sagte: „hat nichts zu sagen. Er kann Leidenschaften haben, ist aber nicht böse; lassen sie mich machen.“ Eines Tages kam er zu mir, und nachdem er ungewöhnlich lange sich mit mir unterhielt, sagte er: „Jeder vernünftige Mensch muß Herr über sich sein.“ Sie müssen einmal versuchen, ob sie ganz ohne rauschende Gesellschaft, sechs Monat leben

können.

können. „Was soll ich aber mit meiner Zeit anfangen? erwiederte ich.“ Welche Frage! — lernen sie Sprachen rc. Dies war genug, um mich zu bestimmen; ich lernte englisch und latein. Ich hatte auch das Glück, um diese Zeit die Bekanntschaft des unsterblichen Mendelssohn zu machen.

Da Mendelssohn meinen Hang zu Staatswirthschaftlichen Kenntnissen bemerkte: so empfahl er mir, l'esprit des loix von Montesquieux und discours politiques von David Hume. Ich war sechs Monate äußerst fleißig, und da Hr. Mendelssohn mir freundschaftlich zuredete, die Mathematik zu erlernen, so nahm ich auf seine Empfehlung bei einem sehr geschickten jüdischen Mathematiker Hrn. Swah Unterricht im Euklides und in der Algebra nach Clairau. Daß Mendelssohn alles über mich vermogte, wird denen nicht auffallen die diesen großen Mann gekannt haben

und gar wohl wissen werden, wie viel Eindruck sein Geist auf jeden andern machte.

Im Jahr 1787 ließ mein Vater mich nach Leipzig kommen, um mich in dortigen Münzgeschäften zu brauchen. Nach der verlornen Schlacht bei Collin ging ich mit demselben nach Koppenhagen. Nach meiner Zurückkunft verbrachte ich bis 1761 zwar ein sehr thätiges, aber vom Unterricht und Erweiterung nöthiger Kenntnisse ganz entferntes Leben. Die meiste Zeit war ich in Sachsen und bei der alliirten Armee. Die damals auf mich Bezug habenden Begebenheiten Friedrichs des Großen, zumal in Hinsicht der Kriegswirthschaft, nemlich der Armeeverpflegung und in wiefern sie von der jetzigen abweicht, werde ich besonders mittheilen.

Es wurde von meinem Vater und seinen Kompagnons beschlossen, ein Handelshaus in Amsterdam zu errichten. Ich verheira-

thete mich daselbst, besorgte diese Geschäfte und machte mit sehr unterrichteten Kaufleuten, als von der Pool und de Smeth Bekanntschaft, durch welche ich in der damals sehr verfallenen französischen und aufblühenden englischen Staatswirthschaft initiirt wurde. Ich übersetzte l'Honnêt criminel und machte eine flüchtige Broschüre über die Lage Englands und dessen merkantilische Verfassung. Der sel. Mendelssohn, dem ich beides zuschickte, war überhaupt mit Uebersetzung theatralischer Werke nicht zufrieden und rieth mich ab, mit dieser Beschäftigung fortzufahren. Er bediente sich dabei der Lehre des Lopes de Fega. „Wer in seinem Leben nicht zwölf Verse macht, ist ein Faullenzer, wer aber mehr macht, ist ein Zeitverschwender." — Ueber den Aufsatz über England sagte er mir viel schmeichelhaftes.

Um diese Zeit wurde mir der nach England gehende Preußische Gesandte em-

pfohlen. In einer Unterredung mit ihm kamen wir auf die Lage Englands in Hinsicht der amerikanischen Kolonien. Ich sagte ihm hierüber meine Gedanken und erwähnte obengedachter Abhandlung. — Er verlangte sie von mir, und ich gab sie ihm.

In dem Augenblick, da ich diese Zeilen niederschrieb, wurde ich durch ein Klopfen an meine Thür gestört. Wer ist da, fragte ich; ouvrez! Dies geschah; es trat ein Kapitain von der Garde d'élit herein, fragte nach meinem Namen und sagte: Sie sollen mit mir zum General Menard kommen. Schickt er Sie zu mir? — Nein ich komme von Berlin vom Marschall Düroc. Ich fragte ihn, ob dieser in Berlin wäre; denn in Küstrin sagte man, er sei mit dem Kaiser nach Magdeburg gegangen. Er ist in Berlin, erwiederte er, und ich soll Sie zu ihm bringen. — Ich muß gestehen, dies kam mir sehr gelegen, und zwar aus einer

doppelten Ursache: 1) Weil Küstrin wegen gewisser Umstände — — mir nicht mehr behagte, und 2) weil ich gegen diesen jungen Mann — Duroc, wahre Achtung und Liebe hegte. Er ist nicht von der Art von Günstlingen, die sich viel herausnehmen und in Staatsangelegenheiten manches in ihrem Namen äußern. Er sagte immer nur, ich glaube wohl, daß die Sache so gehen mag, allein ich weiß nicht, ob der Kaiser derselben Meinung sein wird. Nie aber drückte er sich so aus, wie diese Art Menschen sich gewöhnlich zu äußern pflegen, „ihre Sache wird gehen, „oder, das kann nicht, das muß nicht sein.“ — Ich kann nicht umhin, mich hiebei an den schlauen Kabinetsrath Eichel zu erinnern. Dieser Mann hatte gewiß Einfluß auf Friedrich den 2ten, aber seine Antwort war stets: Es kann wohl Gang haben; allein ich weiß nicht, was mein gnädigster Herr dazu sagen wird. — Alle die um einen Monarchen

sind, und eine Sprache führen, oder wohl gar etwas niederschreiben, was derselbe nicht gesagt hat, oder hat sagen können, zumal wenn man sich einer pedantischen, logischen Terminologie bedient, begehen eine Läsion der Majestät, indem sie dieselbe herabsezzen *). Der Priester zu Delphos sprach nie anders als im Namen des Orakels. — Herr ist Herr; gleichviel, ob es Napoleon, oder Ferdinand ist. Zwar ist es äußerst unrecht, über einen Souverain sich Urtheile zu erlauben, allein es ist nützlich und vielleicht Pflicht, die Unverschämtheit derjenigen, die die Güte des Souverains misbrauchen, zu rügen. Rousseau hat in seinem Contractsocial diesen Ge-

*) Ich habe Piecen in Händen, die ich vielleicht einst dem Publikum mittheilen werde, über deren Inhalt man erstaunen wird. Monarchen sind vieles ohne ihr Verschulden ausgesetzt, und nicht zu beneiden.

genstand sehr gut und abstract ausgeführt, nemlich, daß der Souverain das Recht hat zu richten, aber nicht gerichtet werden könne. — Ihr Herren Potentaten, die ihr so sehr gegen die Juden eingenommen seid, wisset, daß die angeführte Rousseau-sche Sentenz bereits von den Talmudisten vor 1000 Jahren als ein Fundamentalgesetz angenommen worden ist.

Meine Herren Günstlinge, seid nicht gegen mich aufgebracht, wenn ich euch eine Lehre gebe, wie ihr eine Gottheit verehren sollt. Es ist ja euer eigener Vortheil, wenn die Glorie nicht verlischt; und was kann dies euch wohl schaden? Seid ihr rein von dem brausenden Hochmuth, so schadet es euch nicht. Ist dies der Fall nicht, so bessert euch, und dankt es mir, — — wenn ihr zu einem erlaubten Dank noch fähig seid. — —

Ich habe mich von meinem Hauptgegenstande ein wenig entfernt. Dűroc hat für

sein Alter eine sehr zu bewundernde Kaltblütigkeit, und alles was er spricht, ist logisch richtig, da er die Logik vielleicht nicht einmal studirt hat; dagegen andere sich stets mit derselben brüsten, und dabei immer pedantisch und unlogisch handeln: eine Tonne für den Wallfisch — aber freilich für einen, der in der Spree war, und bereits von einer Harpune getroffen ist. Der Hauch, der aus seinem Mund geht, ist schädlich, und sein Witz abgeschmackt. — Duroc ist im höchsten Grade schätzenswerth und man muß ihn achten; eine Aeußerung die man mir öfters übel genommen. —

Ich will jetzt von Küstrin Abschied nehmen, mit der Anzeige, daß ich von da als Arrestant mit zwei Gensd'armen nach Berlin gebracht wurde, wo ich am 15. November Abends um 10 Uhr auf dem Schloß ankam. Die starke Bewachung ist mir selbst ein Räthsel; sollte es von

dem guten Duroc darum geschehen sein, um damit anzuzeigen, daß man mir meine Befreiung aufgedrungen? Wer ihn kennt, der wirds nicht unmöglich glauben. Er reiste 2 Tage nachher, als ich hier angekommen, zum König: und ich hatte keine Gelegenheit ihn dieserhalb zu befragen. Die fernern Vorfälle in Berlin muß ich so lange verschieben, bis ich die Geschichte meiner diplomatischen Begebenheiten beendigt habe.

Im Jahr 1768 kam ich nach Berlin und kultivirte fleißiger das statistische Fach, besonders studirte ich mit unglaublicher Emsigkeit Stuarts Staatswirthschaft.

Mein Vater machte mir die Bekanntschaft des Kabinetsraths Galster. Dieser erwähnte einige Grundsätze der Englischen Staatswirthschaft, worüber ich meine Gedanken äußerte, und wobei ihm einige meiner Ausdrücke sehr auffielen. Ich sagte ihm, daß ich einst über diesen Gegenstand eine Abhand-

lung geschrieben hätte, die ich jezt umarbeitete und berichtigte. Er verlangte dieselbe je eher je lieber, und nach Verlauf von acht Tagen brachte ich sie ihm. Er fragte mich im Namen des Königs: ob ich zu dieser Abhandlung Helfer gehabt hätte? Ich verneinte solches, und zeigte ihm die Stellen, die der sel. Mendelssohn berichtigt hatte. Haben Sie solche jemand mitgetheilt? Ich erinnerte mich nicht sogleich an den obgedachten Preuß. Gesandten und beantwortete diese Frage mit Nein! — Er lenkte nun den Diskurs auf andere Gegenstände, und kam wie von ohngefähr auf den erwähnten Gesandten. Ich fiel ihm in die Rede, und sagte: diesem habe ich eine Abschrift von der Abhandlung gegeben, und es enträthselte sich, daß dieser Gesandte meine Säze benuzt hatte. —

Friedrich der Große ist in der Staatswirthschaft nicht mit der Zeit fort-

gegangen. Er las nur französische Schriften und verachtete in dieser Epoche alles, was von den Engländern kam. Ich lernte das Preußische Ministerium kennen, und und wurde dreister in meinen Aeußerungen. Die Frage entstand: „ob es besser sei, alle Kräfte des Staats nur auf den Ackerbau zu verwenden, und dem Kunstfleiß keine Unterstützung angedeihen zu lassen, oder auch diesen zu befördern?" Damals machten die französischen Ephemeriden viel Aufsehens, und da in denselben über das physiokratische System viel vorgetragen wurde: so gab solches zu jener Frage in Hinsicht der Preußischen Staaten Anlaß.

Es waren damals zwei bedeutende Männer am Staatsruder: der Minister von der Horst, ein Mann der sich mit Wissenschaften beschäftigte, und der Minister von der Hagen, ein äußerst beschränkter Staatsmann. Ich versprach dem Kabinetsrath

Galster, zwei Abhandlungen zu entwerfen, die eine zur Vertheidigung des physiokratischen Systems, und die andere zur Widerlegung desselben. Das thun Sie, war seine Antwort.

Der König und der Minister Horst waren beide Antiphysiokraten. Ich wandte allen Fleiß an, die Physiokraten lächerlich zu machen, auch war ich selbst ein Antiphysiokrat, und dedizirte diese Abhandlung dem Minister Horst. — In einer andern Abhandlung vertheidigte ich das physiokratische System mit schwachen Gründen. Da ich dabei stets auf den Preußischen Staat Rücksicht nahm, so konnte es auch nicht anders sein; und diese Abhandlung dedizirte ich dem Minister von Hagen. —

Der König machte sich den Spaß, solche jedem besonders zuzuschicken, und beide waren mit meinen Arbeiten sehr zufrieden.

Um diese Zeit begann meine politische Epoche. Der Preußische Staat war immer nur ein gekünstelter Staat. In Polen regte sich ein gewisser Tiessenhausen, dessen Absicht dahin ging, den Erwerb- und Kunstfleiß daselbst einzuführen. Dies beunruhigte Friedrich den Großen aufs äußerste. Er betrachtete Polen immer nur als eine Preußische Kolonie, und nahm in der weitesten Ausdehnung den klugen und schlauen Satz des weisen Salomon an: Gnade gegen Nachbarn ist Sünde.

Um diese Zeit wollte der König eine Abänderung und Verminderung des innern Gehalts im Münzfuß machen; hatte aber falsche und schädliche Grundsätze in diesem Fache. Er wollte sich nicht bereden lassen, daß das Münzen zu keinem Regal gemacht werden müsse. Um ihn von dieser Idee abzubringen, führte ich ihn auf die Verringerung der Scheidemünze. Ich habe Muth genug,

mich anzuklagen; ich gab leider die erste Veranlassung zu diesem pestilenzialischen Regal; aber Gott ist mein Zeuge, daß ich stets den Satz predigte: daß man von allem zirkulirenden gemünzten Gelde nicht mehr als den zehnten Theil an Scheidemünze in Umlauf bringen müßte. Wie konnte ich voraus sehen, daß ein Schulenburg und Konsorten einst die häufige Ausprägung derselben zu einer Landplage machen würden?

Diese Ausprägung der Scheidemünze brachte den König auf folgende Gedanken.

„Um die Industrie in Polen nicht aufkommen zu lassen, müßte man den Grundpfeiler, die Schätzung und Repräsentirung aller Gegenstände — das polnische Geld — verfälschen." Eines Theils konnte ich ihm die Ungerechtigkeit dieser Handlung nicht vorrücken. Er würde gewiß gesagt haben: „Sieh, der Jude spielt den Ehrlichen;" andern Theils war mein Inte-

resse damit verknüpft. I nun, dachte ich du hast einen vornehmen Herrn zum Gefährten, und ich war schwach genug, mich dazu brauchen zu lassen.

Die ersonnene Pest im Jahr 1772 war die Losung zur ersten Theilung von Polen; Oestreich wurde so zu sagen von Rußland dazu gezwungen. Ich muß hier einen Vorfall berühren, der die Denkart Friedrich des 2ten in ein helles Licht setzen wird. Dieser Monarch, der nicht skrupulös war, den Gehalt der Münze zu verringern, fand es gewissenlos, Polen zu theilen. Er sträubte sich gegen die Zudringlichkeit des Prinzen Heinrichs, der diese Sache von Petersburg aus sehr betrieb. — „Was für ein Recht habe ich zu dieser Handlung?" sagte er. Nur als der Prinz die Nachricht gab, daß Rußland und Oesterreich allein sich darin theilen würden, erwiderte Er: „Nun wenn die Hunde durchaus essen

wollen, so muß ich mit essen!" Der Gewährsmann dieser interessanten Anekdote ist mein Freund, der noch lebende ehrliche alte Geh. Kabinetsrath Lasper.

Eine wirkliche Hungersnoth überfiel den ganzen Kontinent. Ich wurde dazu gebraucht für die falsche polnische Münze in Polen Getreide, den Scheffel zu 14 gr. zu kaufen. Auch spielte ich eine Rolle bei der ersten Theilung dieses Landes. Der König wurde darin hintergangen. Ich war der erste, der ihn darauf aufmerksam machte, daß von den andern Mächten jeder sich über eine Million Seelen anmaßte, ihm aber kaum die Hälfte zu Theil wurde. Dies wollte er nicht zugestehen. Es waren mittelmäßige Menschen, die zu diesem Geschäft gebraucht wurden, Leutulus, Brinkenhof und Benois. Ich suchte durch die Bischöfe mir die Listen der Gebohrnen und Gestorbenen von 20 Jahren zu verschaffen, und bewies dadurch nach

der

der Newtonschen Lehre die Menschenzahl der drei Theilungen; womit ich aber die Sache nur ärger machte. Friedrich der 2te konnte es nicht vertragen, wenn man ihn zwang seine Unwissenheit zu gestehen. Ich war darüber außer mir, denn ich hatte eine ziemliche Dosis Eigenliebe, und wenn der König gegen jemand ergrimmte, so konnte er ihm die Hölle anthun. Erst nach Jahresfrist kam er wieder davon zurück und zog mich auf einem ganz unmerklichen Wege wieder an sich.

Der geheime Kabinetsrath Galster fiel in Ungnade und seine Stelle wurde durch einen Mann besetzt, der außer dem Magazinfache weiter nicht die geringsten Kenntnisse besaß, nemlich der Geh. Kab. Rath Stelter. Destomehr aber wußte die geschickte Frau desselben alle Umstände zu benutzen. Alles machte diesem Weibe die Kour, weil sie gänzlich ihren Mann leitete. Der große Geist Friedrich des 2ten näherte sich einer dem Alter

unvermeidlichen Abspannung. Sein ganzer Ehrgeiß war nur zu erhalten und nichts weiter mehr zu unternehmen. Ein Staat der nicht, gleich seinen Nachbarn, stets vorwärts strebt, zerfällt unausbleiblich. Es war nie meine Sache, durch Bestechungen etwas zu erlangen, mithin ward es denen auch nicht schwer, die alles anwandten mich von den Geschäften zu entfernen. Von diesem Zeitpunkt an begann die stets vermehrte Ausprägung der Scheidemünze. Man beschuldigte mich ich hätte Theil an der berüchtigten Ausmünzung und Debitirung der holländischen Dukaten und der Rubel ꝛc. genommen; ich kann aber versichern, daß dies der Fall nicht war.

Der Hang des großen Mannes, fremde Münzen geringhaltiger nachzuprägen, schreibt sich vom siebenjährigen Kriege her. Da dies Mittel ihm Gelegenheit gab, sich dadurch nicht nur große Kapitalien zu den

Kriegskosten zu verschaffen, sondern auch zugleich seine Nachbarn indirekte in Kontribution zu setzen, so war ihm nichts lieber als dergleichen Einfälle auszuführen.

Eine aufgehende Sonne erhob sich am politischen Firmament, und das war der Thronfolger Friedrich Wilhelm der 2te. Ich wurde durch den damaligen Oberst von Bischofswerder aufgefordert, gedachtem Thronfolger meine Staatswirthschaftlichen Gedanken über Preußen mitzutheilen.

Im Jahr 1787 bekam die holländische Revolution ein ernstliches Ansehen. England nahm mit Preu-ßen Antheil an diesen Unruhen; aber jeder hatte seine eigene Ursachen. — Preußen mischte sich darin, um eines Theils den Statthalter in seiner Würde zu erhalten, womit auch England einstimmte; andern Theils aber auch, um zugleich die österreichische Niederlande

mit seinem Heer in ihrer aufkeimenden und gährenden Empörung zu unterstützen, und dadurch Oestreich wo nicht einen wirklichen Streich zn versetzen, doch wenigstens Besorgnisse zu erregen, um im Nothfall den Türken Luft zu machen. Mit diesem Gegenstande war aber England nicht ganz einstimmig. Diese Nation hatte an den österreichischen Niederlanden so zu sagen eine Kolonie und ein kräftiges Hülfsmittel, wodurch England Oestreich zwingen konnte an den Kriegen gegen Frankreich Theil zu nehmen. —

Ich bekam vom erwehnten Hrn. von Bischofswerder den Auftrag, die Gesinuungen der Belgier zu sondiren. Ich reisete nach Brüssel und es wurde mir nicht schwer, mit den Häuptern der Insurrection, van der Noot und van Eupen Bekanntschaft zu machen.

Ersterer war der homme de bois wo-

von der anderer die Seele sein sollte, der aber auch nur ein mittelmäßiger Kopf war. Mein Auftrag ging dahin, zu versprechen, daß, wenn Oestreich keinen Frieden mit den Türken machen sollte, Preußen alsdann die Niederländer in allem unterstützen würde. Von allen Insurrectionen war die brabantische die elendeste; es war blos eine Priester-Revolution, und Haß gegen den Kaiser Joseph. Preußen gab ihnen den General Schönfeldt zum Anführer, dessen politische Einsichten man aus folgenden beurtheilen kann.

Frankreich machte Mine sich in die belgischen Angelegenheiten zu mischen, Dümourier wurde von Lafayete nach Namur geschickt, um eine gemeinschaftliche Operation zu bewirken. Man ließ eine unbedeutende Rüstung in Givet organisiren. Der schlaue Dümourier proponirte ein abwechselndes wöchentliches Kommando; ich

machte Gegenvorstellungen, und da ich mit gutem nichts ausrichten konnte, Schönfeldt auch nicht begreifen wollte, daß Preußen dadurch die Hände gebunden würden, so fing ich an ernsthaft zu sprechen. Dadurch brachte ich beide gegen mich in Harnisch; um unangenehme Auftritte zu vermeiden ging ich nach Brüssel; indeß erlangte ich doch meinen Zweck. Folgende zwei Anekdoten können statt einer Karakteristik dienen.

Die genannten zwei Herren van der Noot und Eupen fanden es für zuträglich die Oestreichische Parthei in Furcht zu setzen, und dazu bediente man sich der Capons — eine Art Menschen wie les forts de la halle — aber viel ungesitteter, um die Häupter der Oestreichischgesinnten zu demüthigen. — Das Haus des Kaufmanns Romberg war auf ihrer Liste. Wohlgesinnte Bürger baten mich, bei van der Noot zu bewirken, daß dem Zuge dieser

Capons nach jenem Hause Einhalt geschehen möchte. Van der Noot schützte vor, er selbst laufe Gefahr, von einem so aufgebrachten Haufen gemißhandelt zu werden. Ich versuchte alles, aber vergebens. Sollte denn die Eigenliebe dieses Mannes, dacht' ich, durch nichts rege gemacht werden? — Was, Furcht! sagte ich; große Männer imponiren. Friedrich der Große zeigte sich nach der Schlacht bei Leuthen den in Aufruhr begriffenen Oestreichischen Gefangenen, und sie wurden gleich ruhig. Kaum hatte ich dies ausgesprochen, so griff der Mann nach seiner Perücke, ging hin, und der Aufruhr wurde sogleich gestillt. —

Madame Bedinger kam, um sich zu bedanken. Dem großen Friedrich, gesegneten Andenkens, sagte ich, haben Sie dies zu verdanken, und erzählte ihr die Geschichte. Lassen Sie ihm eine Messe lesen; und siehe, die gute Frau ging gleich hin, ihm ine Messe lesen zu lassen.

Ich mußte nach dem Haag. Der Herr Staatssekretair van Eupen empfahl mich dem belgischen Gesandten Herrn von Lempel, und zwar auf folgende Art:

„Der Ephraim, ein Israelit, dient uns aus allen Kräften; ihr könnt euch ihm anvertrauen. Er schlägt alle Belohnungen aus, denn er besitzt alle irdische Glückseligkeiten. Das einzige was ihm noch fehlt, ist die christliche Religion, die ich demselben von Grunde der Seele mittheilen möchte.“ — Da der Herr van Eupen mir sagte, er würde noch besonders an Herrn von Lempel schreiben, so machte ich eine Ausrede, daß ich den Brief in Brüssel vergessen hätte, und daher besitze ich denselben noch.

Der Reichenbacher Friede kam zu Stande, und ich ging zum König nach Breslau. Das erste was dieser Monarch mir sagte, war: „ihm den Reichenbacher Frieden zu verdanken.“ Dies war auch buch-

ständlich wahr; denn Oestreich konnte sich von der falschen Politik, einen großen Werth in dem Besitz der Niederlande zu setzen, nicht losmachen. Die meisten Kabinette begehen den Fehler, stets die extensiven Kräfte und nicht die intensiven zu vermehren; sie wollen nicht viel, sondern vieles haben.

Der König sagte mir *): „Er soll nach Paris gehen, und sehen, ob er nicht unter dem Vorwande eines Kommerztraktats, eine Allianz abschließen kann. Wenn er die Sache gut macht, setze ich ihn in ein Departement — ihm Empfehlungsschreiben nach dem Haag, Paris und London mitgeben.**)"

---

*) Es war im October 1790.

**) Man kann daraus zur Genüge abnehmen, daß, so lange der Minister Herzberg die Stelle eines auswärtigen Ministers bekleidete, man vollkommen das System Friedrich des Zweiten befolgte, nemlich sich nicht in Französische innere Angelegenheiten zu mischen, sondern sich vielmehr mit dieser Macht zu vereinigen.

Mein Gehalt wurde auf 4000 Thaler angesetzt. Ich brauchte aber viermal so viel. Anfangs Nov. 1790 kam ich in Paris an, wo ich dem damaligen Minister der auswärtigen Geschäfte, Montmorin, vorgestellt wurde. Gleich in der ersten Konferenz bemerkte ich bei demselben einen Widerwillen gegen alles was der Revolution nur den geringsten Nachschub geben konnte. Ich wandte mich auch an die Comité diplomatique und vorzüglich an

Mirabeau, dessen Eloge zu machen hier thöricht wäre. Wer kennt nicht den unbegränzten und viel umfassenden Geist dieses großen Mannes. Es war nie seine Absicht, das Königthum zu zernichten. — Ich genoß seine Achtung, er nahm meine Gedanken in Hinsicht des Münzwesens gern an, und benutzte sie in seinem Werk über diesen Gegenstand. —

Es war nicht schwer vorauszusehen, wel-

chen Gang die Revolution nehmen würde. Ich rieth daher, daß Preußen sich ganz leidend verhalten sollte. Dies war es auch, wodurch ich die Rachsucht des Grafen von Schulenburg vermehrte.

Der preußische Gesandte Graf von Golz wurde einigermaßen über meinen Einfluß eifersüchtig, und da er mir nicht geradezu entgegen arbeiten durfte, noch konnte, indem ich denselben, leider mit großen Aufopferungen, vom Arrest gerettet hatte, so suchte er, mir meinen dortigen Aufenthalt und Betrieb ängstlich zu machen. Ich merkte es wohl, achtete aber nicht darauf, bis derselbe mir die gründliche Bemerkung machte, daß sowohl Demokraten als Aristokraten ihre Gesinnungen verbergen, wodurch man leicht in Verlegenheit kommen könnte.

Ich fiel auf ein Mittel, mir die wahre Gesinnung eines Jeden zu verschaffen; und zwar bemerkte ich, daß beide Partheien nur

diejenigen Journale, Zeitungen und Ephemeriden lasen, die mit ihren Gesinnungen übereinstimmten. Unter sieben bis acht dergleichen Schriften schlich sich kaum eine einzige mit ein, welche gegen ihre Denkungsart schrieb. Ich befliß mich, diese Blätter zu untersuchen, und dies Mittel entsprach meiner Vermuthung.

Ich erfuhr, daß Frankreich mit allen Kräften an der Wiederherstellung der polnischen Republik arbeitete. La Fayette hatte die Weise, nach der Tafel, wenn man den Kaffee servirte, Audienzen zu ertheilen, wobei ich bemerkte, daß unter dreien Konferenzen immer zwei mit Polen statt fanden. Mir fiel dies auf. Einem polnischen Juden, einem eifrigen Demokraten, benachrichtigte ich, daß die Republik wieder hergestellt werden würde. Dieser gute Mann benutzte meine Nachweisung von denjenigen Senatoren, die damals in Paris sich befanden; kurz,

ich erfuhr durch ihn alles, was ich zu wissen nöthig hatte.

Robespierre begann immer größern Einfluß zu erhalten, weshalb ich den Plan, eine Allianz zwischen Frankreich und Preußen zu befördern, abrieth, indem ich wohl einsah, daß das Gouvernement sich noch in vielen Jahren nicht konsolidiren würde. Dies war auch bei einem Tischgespräch die Aeußerung eines Barnave, Duport und Duc d'Aiguillon. — Dieser Gegenstand verursachte eine lange Diskussion, welches alles ich in einem andern Werke mittheilen werde.

Zu eben der Zeit wurden Anschläge zu meinem Untergange geschmiedet. Es fand sich ein französischer Gesandte Namens Dumoutier mit einer gewissen Madame de Brüan in Berlin. Letztere hatte Zutritt bei der Frau von Ingenheim, und da der verstorbene hochsel. König nicht zurückhal-

tend gegen diese Dame war, so erfuhr sie vieles von meinen Depeschen, und Dumoutier berichtete solches nach Paris. —

Es gab zu der Zeit zwei Blätter unter dem Titel: Ami du peuple, das eine von Marat, das andere von einem royalistischen Skribler. Dieser fing an mich in seinen Blättern zu verfolgen, und es wurden bei der Comité des recherches Anklagen gegen mich angebracht. Ich hatte aber gute Freunde bei derselben, besonders einen ehrwürdigen und rechtschaffenen Mann Namens Chabreoud. Sie sahen wohl worauf es losging, und, um mich der Wuth des Pöbels zu entziehen, ließen sie mich nach der Abtei bringen.

Chabroud, Sales, Mouguet de Nantes, waren die Kommissarien, die mich vernahmen. Sie begnügten sich mit meinem Vorschlage, drei bis vier Briefe von der mit dem König gehabten Korrespondenz

aus den Papieren herauszuziehen, und es glückte, daß drei von diesen Briefen die Abrathung enthielten, sich nicht in die französischen Angelegenheiten zu mischen.

Ich wurde in 36 Stunden meines Arrestes mit öffentlicher Genugthuung wieder entlassen, ohne daß der Graf von Golz das geringste dazu beitrug. Das Applaudiren der Poissarden im Palais Royal und der forts de la halle vergällten mir den Aufenthalt in Paris, und ich reisete Anfangs August 1791 nach Berlin zurück.

Vor meiner Abreise wurde ich von einigen Mitgliedern der Comité diplomatique zu einem Diner bei Mehu eingeladen. Man machte sich die schalkhafte Freude, mich zu fragen: la revolution est elle déjà chez Vous? Ich antwortete darauf: quand on n'a pas la maladie, il est superflu de passer le grand remède.

Bei meiner Zurückkunft fand ich leider

den Pilnitzer Traktat bereits abgeschlossen. Der Keim zu Preußens Unglück liegt unstreitig in der Pilnitzer Konvention, welche die Koalition gegen Frankreich zu Stande brachte. Der Plan dazu wurde von dem großen Minister von Schulenburg, von Bischofswerder und Lucchesini ausgebrütet. Ersterer trat im Mai 1791 wieder ins Ministerium. Preußischer Seits hatte man die Absicht, Oestreich in einen Krieg zu verwickeln, um freieres Spiel in der Bemächtigung Polens zu haben. — Das schrecklichste und unerhörteste ist dies, daß in demselben Augenblick, da Preußen die Polnische Constitution vom 3. May 1791 genehmigte, der Plan zu Polens Untergang von diesen benannten dreien geschmiedet wurde. — Oestreich hatte auch keine reine Absichten, denn nach abgeschloßner Konvention entfielen Leopold die Worte: „Nun habe ich Gelegenheit, mich für Rei-

chen-

chenbach zu rächen." — Man muß Kaunitz, diesem alten erfahrnen Politiker, der aber damals nicht viel galt, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er richtigere Grundsätze gehabt hat; denn er billigte so wenig die dritte Theilung Polens, als diese Koalition. Ich weiß von guter Hand, daß er nach Abschließung dieser Konvention gesagt hat: „Der Karren ist in Dreck geschoben, wir wollen sehen, wie wir ihn durchbringen."

Die Unglücksfälle der östreichischen und preußischen Heere in den damaligen Feldzügen von 1792 und 1793 gegen Frankreich, sind freilich von beiden Theilen leidenschaftlich und verdreht beschrieben, doch im Mittelwege leider mehr als zu wahr. Aber nicht so allgemein sind die Ursachen bekannt, die das preußische System von ohngefähr mit vollkommnem Recht unterstützten und den un-

glücklichen Plan zur Unterjochung Polens begünstigten.

Als im Frühling 1794 ein Operationsplan unter den koalisirten Mächten verabredet werden sollte, entstanden Uneinigkeiten. — England unterstützte den östreichischen Plan, durch Brabant ins Herz von Frankreich zu dringen; wobei folgendes den Karakter der englischen Politik bezeichnen mag. —

Holland war im letzten Jahrhundert nach und nach so herunter gekommen, daß ein Engländer sich mit Recht folgendermaßen ausdrückte: „Wir müssen Holland nicht „sinken lassen; schaden kann es uns nicht „mehr, — er nannte Holland die Fregatte ei„nes englischen Kriegsschifs — denn seine „Seemacht und Finanzen sind geschwächt, „und den Oekonomiehandel können wir ihm „lassen und müssen es, weil derselbe uns in „Kriegszeiten von außerordentlichem Vortheil „seyn kann. — Ferner ist Hollands Erhal-

„tung uns auch in einem Kriege gegen Frank„reich höchst nöthig; denn nur von Holland „aus können wir mit unsern Alliirten am „leichtesten in Frankreich eindringen und Bra„bant erhalten. — Man muß nicht verges„sen, fuhr er fort, — daß die östreichischen „Niederlande für uns eine wichtige Ko„lonie sind; nicht nur, weil wir jährlich „12000 Last an Waitzen daher erhalten, son„dern in Bilanz noch über 400000 Pfund „gewinnen."

Dies waren demnach mit die Ursachen, warum England damals darauf bestand, bei Frankfurt und am Unterrhein nur defensiv, und in Brabant offensiv zu agiren. Ob die Reichs- und Preußischen Länder dadurch in Verlegenheit kämen, und feindlichen Einfällen ausgesetzt seyn würden, kümmerte sie wenig.

Im Anfange des Jahrs 1794 verließ der Herzog von Braunschw. die Armee, und der

Feldmarschall von Möllendorf erhielt den unumschränkten Befehl über sie. Er wollte sich aber nicht so in den Plan der Alliirten schmiegen, sondern behauptete, man müsse vor allen Dingen dahin sehen, den Feind vor Mainz anzugreifen und zurückzudrängen; und ungeachtet der König ihm befahl, sich an die östreichischen, englischen und holländischen Heere anzuschließen und in ihren Plan einzutreten: so war er dennoch im genauesten Verstande ungehorsam und schlug die Franzosen bei Kaiserslautern. Hierauf kamen die englischen und holländischen Bevollmächtigten, Malmesbury und Kunkel, im Namen der Alliirten, mit dem Befehl, ungesäumt mit der ganzen Armee am rechten Rheinufer über Köln nach Brabant vorzurücken; wogegen er aber folgende Erklärung gab: „Wenn ich am rechten Rheinufer über „Köln mich an euch anschließen soll: so komme ich nicht eher zu euch als in sechs Wo-

„chen; denn da ich keine Magazine auf die„sem Wege vorfinde, und das Land ausge„zehrt ist: so muß ich wenigstens drei Wo„chen zu diesem Marsch haben, und meine „Artillerie schaffe ich nicht in sechs Wochen „dahin. Statt diesem, proponire ich fol„gendes:"

„Ich habe Einverständnisse in Landau „und nehme solches gewiß mit Einem „Schwerdstreich. Dadurch wird Mainz „gedeckt. Dann werfe ich mich rechts nach „Sarlouis und belagre solches mit Hülfe „der Oestreicher und ihrem Geschütz aus Lu„xenburg. In dieser Gegend habe ich be„reits Veranstaltungen getroffen, denn ich „habe in Trarbach und Trier auf 14 Tage „Vorräthe. Dann schwenke ich mich rechts „auf Sedan und bedrohe die französische „Armee im Rücken, die entweder zurück muß, „um Metz zu decken, oder eine für sie höchst „gewagte Schlacht zu liefern hat." — Alle

diese Aeußerungen waren vergebens, denn Malmesbury meinte, da England die preußischen Truppen in Sold hätte, so müßte der Feldmarschall auch den Plan desselben befolgen, der ihm auch im Namen seines Königs überbracht würde; widrigenfalls keine Subsidien weiter ertheilt werden könnten. — „Was Sold? erwiderte der Feldmarschall — „Preußen nimmt Subsidien; allein das sey „ferne, daß Preußische Truppen in Sold ge„geben würden.“ „Ich werde darüber die „Willensmeinung des Königs selbst einho„len.“ Malmesbury wollte aber keine Raison annehmen und der Feldmarschall wandte sich darauf an Kornwallis, der bei der Konferenz zugegen war, mit den Worten: „Je ne peux continuer à discuter avec „Vous, Mr. Malmesbury, car Vous „n'êtes pas Militaire. Mais Vous Mr. „Cornvallis, ayez la bonté de don„ner Votre Sentiment là-dessus.“ Er

antwortete: Je suis tont à fait d'accord avec le Feldmarechal, et sil'on suivra un autre plan je partirai." Er reisete auch wirklich nach England zurück. Der Feldm. schickte nun sogleich Hr. von Meyrink ab, und stellte dem König die Gefahr und die für Preußen so sehr herabwürdigenden Anmassungen der Engländer vor. — Der König gab ihm vollkommen Recht und autorisirte ihn unter der Hand, ohne ihn zu kompromittiren, zu dem Vorschlage, mit den Franzosen zu unterhandeln. — Man sondirte sich beiderseits, und der Feldmarschall schickte Meyrink zum Bacher nach Basel, um die Präliminarien zu verabreden, nemlich in Hinsicht des status quo, den Rhein zur Gränze zu bestimmen, und Preußen für das Klevische zu entschädigen ꝛc. welches mündlich festgesetzt wurde. — Der Feldmarschall wurde durch Bischofswerder und Zastrow unterstützt. Ersterer bekam damals Einfluß,

weil er seinen fatalen Zweck der 2ten Theilung Polens erreicht hatte, und letzterer, weil er einer gesunden Politik anhing, nemlich, mit Frankreich sich alliiren, und keinen Krieg führen.

Um diese Zeit kamen auch die Polnischen Angelegenheiten zur Sprache und die Comité du salut public äußerte sich: „daß man zwar gegen die erste Theilung nichts hätte, allein man erklärte sich mit den ausdrücklichen Worten: „Une Pologne quelcon-„que convient tant à Vous qu'à nous."

Alles dies habe ich wörtlich, wenn gleich nur stückweise, von Bischofswerder. — Ich machte ihm manche Einwürfe, wegen dieser Theilung Polens. Er vertheidigte zwar seinen Plan unter mancherlei Vorwand, allein die wahre Ursache hütete er sich wohl anzugeben; nehmlich die Vertheilung der Gratialgüter. Er merkte zeitig genug, daß die Gesundheit des Königs nicht lange anhalten

würde; daher wollte er sich bei Zeiten Freunde machen; und das gelang ihm bei allen, denen er, diese Güter anbot; außer bei zweien Personen nicht, dem Feldmarschall von Möllendorf und dem Minister v. Struensee, die solches ausschlugen. In dem Augenblick, da ich obigen Aufsatz niederschrieb, erschien das 2te Heft der Lichtstrahlen. Der darin enthaltene Aufsatz in Rückblick in das Jahr 1794, Seite 326, muß von einem sehr unterrichteten und sachverständigen Mann herrühren. Dasjenige was in aller Hinsicht nach den hier sehr gründlich beurtheilten und angegebenen Operationen, damals hätte ausgeführt sollen, wurde ebenfalls von dem Feldmarschall von Möllendorf den Alliirten vorgeschlagen. Das auffallendste und merkwürdigste dieses Aufsatzes ist der Brief, den der Prinz Ludwig von Baden, dieser große Feldherr, ein ganzes Jahrhundert vorher 1703 an den kaiser-

lichen Minister Grafen von Zinzendorf geschrieben. Wäre die Aechtheit dieses Briefes nicht so allgemein gesichert und bekannt, so könnte man auf den Argwohn gerathen, daß derselbe erst jetzt von einen Weihrauchstreuer geschmiedet worden. Um den Leser in den Stand zu setzen, die so selten übereinstimmend vorgeschlagenen Operationen dieser beiden Feldherrn selbst zu bewundern, will ich den gedachten Brief ganz mittheilen *).

*) „Ich gestehe Ew. Excellenz, daß ich die Operation nach der Mosel für das einzige vernünftige und nützliche Projekt gehalten habe, welches vorgeschlagen worden und billigerweise ausgeführt werden müßte; und daß ich die Unternehmungen auf Antwerpen, Nieuport und alle andere sogenannte großen Entwürfe als Chimären betrachte, von welchen nie etwas Ersprießliches für die gute Sache zu erwarten ist. Ew. Exzellenz werden über die Unbeständigkeit der Alliirten in ihren Beschlüssen und über die geringern Erfolge aller ihrer Unternehmungen nicht mehr befremdet seyn, wenn

Der Minister von Schulenburg könnte es mir mit Recht verargen, daß ich ihn so

---

Sie sich die Ereignisse der vorigen Kriege in das Gedächtniß zurückrufen, und wenn Sie sich erinnern wollten, daß alle ähnliche sogenannte große Ideen keine andere Folge gehabt haben, als einen übereilten nachtheiligen Frieden. Ich werde mich von dem Nutzen aller dieser Entwürfe nie überzeugen. Da man nur dasjenige unternehmen muß, was ausführbar ist, und einen wahren Nutzen verspricht: so ist meine freimüthige Meinung die, daß man auf Thionville, oder irgend einen andern Platz an der Mosel, los gehen müßte, nach dessen Eroberung man in das Herz von Frankreich eindringen kann. — Frankreich kann nur in Frankreich zu einem uns vorheilhaften Frieden gezwungen werden. Der König von Frankreich kümmert sich wenig um alle die Unternehmungen die nicht nach dem Herzen gerichtet sind. Es giebt nichts erbärmlicheres, als wenn man das Verfahren beibehält, das man bisher beobachtet hat: nehmlich bald auf dieser, bald auf jener Seite anzugreifen, den Gegner bald beim Kopf, bald bei den Füßen anzupacken; die

ganz aus den Augen verliere: Ich will also, um ihn nicht zu sehr im Harnisch zu bringen, etwas von seiner Mitwirkung einschieben; weshalb ich folgendes bemerke:

Friedrich der 2te, zog nur solche Leute zur Ausführung seiner Befehle, die mt Festigkeit, Schärfe und Pünklichkeit die Sachen betrieben; dazu war Schulenburg

---

Belagerung dieser Festung der Belagerung jener vorzuziehen, weil die Belagerung an und für sich selbst geringern Schwierigkeiten unterworfen ist. Auf die Wichtigkeit der zu belagernden Festung in Bezug auf den Erfolg des Krieges, glaubt man keine Rücksicht nehmen zu müssen. — Will man den Zweck des Krieges nicht verfehlen: so muß man den Anfang damit machen, daß man im größten Geheim einen Operationsplan entwirft, und diesem Plan zufolge alle seine Schritte und Anstalten einrichtet. — So muß man sich einen Weg bahnen, der zu dem vorgesetzten Ziele führt, und auf welchem Wege man seinem Gegner tödtliche Streiche beibringen kann. Der Feind ge-

gemacht. Der König konnte es nicht leiden wenn seine Minister nach Wohlgefallen, allein etwas anordnen, oder abändern wollten.

Er sagte in solchen Fällen: Meine Herren, raisoniren kann ich allein. Dieser große Mann war auch die alleinige Triebfeder der ganzen Maschiene; mithin war im Ganzen eine gute Haltung. Nach seinem Tode aber war jeder Minister in seinem Fach Rai-

---

räth in eine weit größere Verlegenheit, wenn er sieht, daß wir ihm auf das Leben gehen, als wenn er bemerkt, daß wir nicht nach einem festen Plan handeln, und einen Krieg führen der die Proviantbedienten bereichert, die müßigen Leute in den Weinschenken belustigt und uns Generale mit — Schande bedeckt, weil wir die Menschen unnöthigerweise auf die Schlachtbank, und die Monarchen an den Rand des Untergangs führen."

So sprach Ludwig Prinz von Baden im Jahr 1703. Neunzig Jahr nachher lasen wir seinen Tadel und handelten so, als hätten wir gar nichts von ihm gewußt. —

sonneur und gleichsam Despot, außer wenn eine Sache in Kollision mit einem andern Departement kam. Schulenburg aber stand an der Spitze von allen, und lief alle Fächer durch. — Er war Departements-Minister, Kriegs-Minister, über die Post, Chef der Seehandlung und Bank, Minister des auswärtigen Departements, Generalkontrolleur, und zuletzt sogar kommandirender General. Er war Universalminister, aber auch, gleich den Universalbüchern, in keinem Stück mit Zuverlässigkeit zu gebrauchen. Ich habe bereits bemerkt, daß unter seiner Leitung die berüchtigte Pilnitzer Konvention zustande kamen. Da er merkte, daß es in der Champagne schlecht ging, so warf er sich in die Lieferungsgeschäfte. Man glaube nur nicht, daß er altägliche Operationen machte, ein solcher Geist bleibt nicht beym gemeinen Schlendrian stehen. Damit diese Operation für die Nachwelt nicht verlohren geht, so will ich solche dem Publikum mittheilen.

Sein General-Finanzrath L. Meyer Wulf, war mit ihm von gleichem Gepräge. Er nannte ihn aus inniglicher Erkenntlichkeit den Papa Schulenburg. Beide beabsichtigten nur das Interesse des Staats, wodurch sie an den Bettelstab geriethen. Um nun einestheils den unverschämten Forderungen der Lieferanten am Rhein Gränzen zu setzen, und anderntheils dem dortigen Mangel zu Hülfe zu kommen, so wurde von beiden beschlossen, 10000 Winspel Hafer, von der Warte und dem Netzstrom über Rotterdamm und Amsterdam auf der Maas und dem Rhein, der Armee zuzuführen. Ungeachtet es aber dem Minister nicht unbekannt war, daß im Jahr 1787 von Embden (Ostfrießland liefert jährlich an England über 8000 Last Hafer) über die Südersee der Hafer nach den Rhein um 1½ Thaler der Scheffel wohlfeiler, als der Geh. Rath Flesch seel. Andenkens, solche kontrahirten, geliefert wurde,

so wollte Papa Schulenburg bey dieser Gelegenheit sich auch våterlich bezeigen, und gab diesen Auftrag seinem åchten Sohn L. M. Wulf. Diesem wurde von Stettin berichtet, die dortigen Kornhåndler glaubten nicht, daß der Hafer gesund ankommen werde, indem dies keine Art Getreide sey das sich so weit zur See transportiren ließe. L. M. Wulf erwiederte aber, ich bin auch ein Kornjude (wahr in genauesten Verstande) und verstehe es besser als die Hrn Kaufleute die nur ihren gemeinen Schlendriau gehen.

Der Minister war, wie gesagt, damals nicht mehr Minister der auswårtigen Verhåltnisse, sondern Generalintendant und Kommissair ordinateur bei der Rheinarmee; der Kommissarius Patschke wurde nach Rotterdam geschickt um den Hafer in Empfang zu nehmen. Nun lief die Hiobspost ein, daß der Hafer gånzlich verdorben sey. Er wurde öffentlich verkauft der Scheffel zu

zwei und vier gr. Daß der Hafer demnach wieder aufgekauft, und einige 1000 Pferde dabei krepiren mußten, ist wohl überflüssig zu bemerken. —

Der General von Bischofswerder ließ mich nach Wien kommen. Der Fürst Kaunitz äußerte sich bei einem Diener im Beisein des Hrn. v. Bischofswerder und Grafen Collonne sehr hart in Ansehung meiner, und wollte durchaus nicht glauben, daß ich von der Unterstützung der brabantischen Insurrektion abgerathen hätte. — Ein gewisser Mann wurde gebraucht, mir verfängliche Fragen zu machen. Den Tag vor meiner Abreise fragte mich derselbe: welchen auswärtigen Minister ich wohl für den größten Mann hielt. Ich antwortete: Pitt und Kaunitz. Ei! diese werden sich wohl im Würken und Benehmen unterscheiden! Allerdings, erwiederte ich, und das sehr. — Pitt giebt der Madame Fortuna Rippenstö-

ße, und Kaunitz streichelt ihr die Wangen. Demungeachtet gebe ich diesem den Vorzug, denn er ist auch ein guter Navigateur. — Wie, sagte er, das versteh ich nicht! — Das werden sie leicht begreifen, sagte ich. — Kaunitz weiß mit allen Winden zu segeln, und wenn es die Noth erfordert, auch zuweilen mit dem Winde der Redlichkeit. Ich reisete dieselbe Nacht ab, und späterhin erhielt ich die Nachricht, daß Kaunitz diese Aeußerung wörtlich wieder erfahren und gesagt hat: „Der Jude ist dreist und hat Verstand."

Ich wurde im Jahr 1792 nach Frankfurt berufen, und zwar auf Veranlassung zweier Briefe von mir, einen an den sel. Herzog von Braunschweig und den andern an Bischofswerder, noch vor den unglücklichen Ereignissen in Champagne. Ich rieth, den Untergang Frankreichs dadurch zu bewirken, daß man solches der entgegengesetzten Parthei desselben überlassen sollte, und

führte zum Beispiel an, daß die Holländer die Bändigung der Wuth und Wellen an ihren Küsten, mehr den daselbst an Ketten liegenden beweglichen Balken, als ihren starken mit groß en Steinen versehenen Dämmen zu verdanken hätten; denn mit Gewalt würde man nichts ausrichten.

Der König ließ mich fragen, ob man wohl Ludwig den 16ten verurtheilen würde? Ich antwortete, die königliche Parthei ist zwar im Grunde zahlreicher als die demokratische; allein letztere hat mehr Kraft, Muth und Festigkeit, und daher glaube ich gewiß, daß man ihn verurtheilen wird. Der König ward deshalb äußerst aufgebracht über mich. Die Verurtheilung erfolgte indeß, und ich wurde befragt: ob die Kerle wohl Muth genug haben würden, die Verurtheilung zu exekutiren? — Da ich sah, daß man nicht gern die Wahrheit hörte, so antwortete ich durch folgende Wendung:

Philidor hatte einen Affen, den er das Schachspiel lehrte und ihm einen Gegner dazu verschafte. Dieser verlor das Spiel und gab dem Affen eine Ohrfeige, verlangte aber auch Revange, welches Philidor einging. Auf einmal sprang der Affe weg. — Der Gegner fragte, warum spielt der Affe das Spiel nicht aus? Ei sagte Philidor, vermuthlich haben Sie das Spiel verloren, und der Affe befürchtet eine Ohrfeige zu bekommen. — Der lächerliche Vergleich verscheuchte den Humor des guten Königs.

Der Russische Gesandte Woronzow drang darauf, daß man mich zurückschicken sollte; welches mir angedeutet wurde. Ich kann nicht umhin, hier eines Vorfalls zu erwehnen, der zwar nur mich allein betrift.

Gewisse Leute machten gemeinschaftliche Sache, meine Existenz zu zernichten. — Ich hatte einen Lieferungs-Kontrakt von Getreide, um aus Polen den Scheffel zu einen

Thaler in die Preußischen Magazine zu liefern. Dieser Kontrakt wurde ohne Recht und Urtheil aufgehoben. Ich wurde klagbar, und gewann den Prozeß in drei Instanzen. Es kam aber eine Königliche Kabinetsordre, daß der Prozeß aufs neue instruirt werden sollte, was im preußischen Staat noch nie erhört war. — Ich gewann abermals den Prozeß in zwei Instanzen. Bei der sechsten und endlichen Instanz aber kam wieder eine Kabinetsordre, worin es hieß, daß Seine Majestät unmöglich diesen Prozeß verlieren könnten, und ich verlor denselben durch eine einzige Stimme im Tribunal. Es wurden neue Kontrakte gemacht, wodurch der König bei zwölftausend Winspel, den Scheffel zu vier bis fünf Thaler, über viermal hunderttausend Thaler verlor. — Ich brachte dies sowohl als unterschiedene andere Sachen vor den Thron durch den noch jetzt lebenden rechtschaffenen General von Zastrow; allein auch dieser konnte gegen die

Klicke nicht aufkommen, so gern er auch wollte. Auch dies werde ich dem Publikum besonders vortragen, und die ganze Klicke, wie sie es verdient, darstellen.

Ich habe dem Publikum die Zusicherung gegeben, einst meine Verfolger anzuzeigen. — Es würde ein eigenes Bändchen erfordern, diesen Gegenstand, seiner Wichtigkeit und seinem Umfange gemäß, hinreichend darzustellen: daher ich hier vorläufig nur das wesentlichste in möglichster Kürze mittheile.

Im Jahr 1790 wurde auf Königl. Befehl durch den Feldmarschall von Möllendorf und damaligen Kriegsminister von Gröben ein Roggenlieferungskontrakt mit mir abgeschlossen und vom Könige bestätigt, dessen Interesse von jenen erfahrnen unbestechbaren Männern gewiß auf das genaueste beobachtet worden ist. — Der Hauptinhalt des Kontrakts war, daß ich den Auftrag übernahm, Roggen in die Königl. Magazine den

Scheffel zu 1 Thlr. zu liefern, und zwar aus folgenden Gründen:

1) weil man die Getraidebestände zu sehr angegriffen, und
2) weil man Ursache hatte, dies Geschäft nicht mehr wie sonst, durch Kommissarien betreiben zu lassen.

Die Sache hatte ihren guten Fortgang: daß dies aber den Herren Kommissarien und besonders ihrem Chef, dem Ober Geh. Finanz-Rath Flesch, einem unwissenden elenden Geschäftsmann, nicht angenehm seyn konnte, versteht sich von selbst. — So lange ich auch gegenwärtig war, konnten sie nichts dagegen ausrichten; als ich aber vom König nach Paris geschickt wurde, so entstand eine Verschwörung wider mich, an deren Spitze der Liepmann Meier Wulf und der erwehnte Flesch standen. Diese wußten den Min. Schulenburg und den General Lieut. v. Geysau dahin zu bringen, daß sie in ihrem

Vorsatze mit allem Eifer unterstützt wurden. Die Absichten der beiden erstern mitzutheilen, ist wohl überflüssig, und ich bemerke nur, daß L. M. Wulf der beständige und immerwährende Lieferant, und Flesch der Alleroberproviantmeister war.

Dem Min. Schulenburg war es gar nicht gelegen, daß ich nach Paris geschickt worden war und daß meine Korrespondenz unmittelbar mit dem Könige betrieben wurde. L. M. Wulf nutzte die damalige Gährung und suchte sowohl den Min. Schulenburg als den Gen. Lieut. v. Geysau gegen mich aufzuhetzen, indem er auf eine feine Art zu verstehen gab, Ephraim sei ein Demokrat. — Man darf nicht glauben, daß unter diesen Einverstandenen eine Konvention abgeschlossen wurde, das war ganz überflüssig; denn sie verstanden sich ohnehin meisterhaft, und überdies trug noch eine andere Person von Gewicht und Ansehen dazu bei, —

ich will mir aber diesen fürchterlichen Mann bis zu einer andern Gelegenheit ersparen. —

Wie gesagt, mein Kontrakt wurde aufgehoben, und ungeachtet ich den Prozeß durch drei Instanzen gewonnen hatte; so mußte ich ihn auf Königl. Befehl aufs neue anfangen. Die Getraidevorräthe verminderten sich immer mehr, und da man fürchtete, daß die Aufhebung meines Kontrakts doch üble Folgen haben könnte: so wurde mit L. M. Wulf ein Kontrakt über 12000 Wispel, den Scheffel zu 17 Gr. abgeschlossen. — Diesem war es aber gar nicht darum zu thun, Getreide zu einem so niedrigen Preise zu liefern; auch hatte er die Schlauheit, sich an keine Lieferungszeit binden zu lassen, und konnte sogar, wenn's ihm gefiel, auch nicht liefern; denn da er schon durch so manchen Kontrakt durchgekommen war, den er nicht erfüllt hatte, so würde nach seiner Idee, Papa Schulenburg ihn auch hier schon durchhelfen. —

So gedacht, so geschehen. — Nachdem er in zwei Jahre keinen Scheffel geliefert, so kam er doch mit 5000 Thlr. Abstand davon. Man wird vielleicht glauben, daß er diese Summe verlor; — keineswegés. Man gab ihm vielmehr, selbst wider die bestehenden schärfsten Verbote, einen Vorschuß von hunderttausend Thalern ohne Kaution; — eine Summe die er gewiß nicht hat still liegen lassen, sondern vielmehr während der zwei Jahre sehr gut benutzt hat; denn da er keine Zinsen bezahlte, so hat er mehr als dreimal 5000 Thlr. damit gewonnen.

Die Herren Bankiers Salomon Moses Levi und Konsorten hatten an Tepper und andere ansehnliche Bankiers in Warschau große Forderungen. Ein Bankier Klug in Posen schoß vielen Edelleuten in Großpolen Geld vor. Dieser kam in Verlegenheit, und um sich und die Edelleute zu retten, kam ein Abkommen zu Stande, daß er

Getreide das Viertel zu 16 gr. liefern, und 76 Edelleute sich zu dieser Lieferung verbürgen sollten. — Es wurden 380600 Viertel Roggen kontrahirt, um solche an die Preuß. Magazine zu liefern. Die Verschreibung der Edelleute wurde bei der Bank belehnt; aber von allen diesen Geldern ist seit 15 Jahren auch nicht ein Pfennig eingegangen. Zur Beförderung dieser Anleihe und zur Betreibung des Lieferungsgeschäfts mußten die Bankiers Levi und Konsorten den L. M. Wulf haben. — Dieser zeigte endlich nach vielem Moniren an, daß 1000 Wispel abgeliefert worden. Das Militairdepartement setzte auch diese Summe in den an den König überschickten monatlichen Magazinauszug. Da man aber einen Zweifel darin setzte, so wurde der Oberst v. Lützow nach Posen geschickt, und siehe — die ganze Lieferung war erdichtet. —

Hier ein für allemal gesagt, ich verpflichte

mich, alle von mir geschehenen Aeußerungen und Angaben durch königl. und andere Briefe, durch vorhandene Akten und selbst durch noch lebende ehrwürdige Zeugen zu bekunden. — Zwar lag es wohl unstreitig eher den Departementschefs, nemlich dem Gen. Lieut. v. Geysau und dem Geh. Ober Fin. Rath Flesch ob, über die Magazine zu wachen, als dem Kabinet; aber dennoch ist diesem die Unrichtigkeit eher als jenem bekannt worden; — aber nein! Die ganze Sache wurde unterdrückt. — Derjenige rechtschaffne Mitbürger aber, der bei dergl. unbestraften Verbrechen gleichgültig bleiben kann, ohne muthlos zu werden, verdient wohl mit noch mehrere Abgaben zur Genügung so unersättlicher — — — belastet zu werden. —

Der Zweck, durch einen Machtspruch meinen Kontrakt zu zernichten, war geradezu der, um den König und den Staat zu berau-

ben. Wenn aber dergl. Machtsprüche und geheime Verhaftbriefe im Preuß. Staat statt finden, so liegt die Schuld blos an den Unterthanen, daß diese nicht höhern Orts Vorstellungen dagegen machen. Die Preuß. Monarchen sind gewiß gerecht und lieben das Volk, und streben für das Wohl eines jeden; aber sie werden leider hintergangen. — —

Im Jahr 1794 begann der Zug nach Polen, um die Finalzerstörung der polnischen Republik zu vollziehen. In Hinsicht gewisser Umstände wurde ich dahin beordert; allein ich war kaum acht Tage da, so trug der damalige Russische Gesandte, der berühmte — — Prinz von Nassau, darauf an, mich zurück zu schicken, und dies geschah. Da ich sah, daß es auf die Vernichtung meiner Person angesehen wär, so zog ich mich zurück und hielt mich eingezogen; denn selbst Bischofswerder konnte nichts für mich thun. Alle mir ertheilte Versprechungen wurden nicht erfüllt.

Der Prinz von Nassau spielte damals eine große Rolle und wohnte bei Lucchesini, der stets um den König war, und das Partefeuille der auswärtigen Geschäfte hatte. Wie schnell aber oft die seltsamsten Widersprüche in politischen Verhältnissen Statt finden, erhellet daraus, daß nicht lange vor dieser Katastrophe die Nassauischen Fürsten sich über die Vossische Zeitung beklagten, daß solche dem benannten Herrn das Prädikat eines Prinzen von Nassau gegeben hatte; und Hr. Voß wurde deshalb mit einer Geldstrafe belegt. —

In diesem polnischen Feldzuge fehlte es an allem: an Proviant; denn es gab keine Magazine, und sogar an der höchstnöthigen Artillerie und Munition. — Es war ein bloßes Glück, daß die Sache noch so ablief. Doch hätte man, durch begangene Fehler belehrt, die Administration andern Händen

anvertrauen sollen; allein es blieb beim Alten, und nichts wurde gerügt. —

Ich hatte einen Plan an den König zur bessern Einrichtung der Feldbäckerei geschickt, ohne die Kosten zu erhöhen, um bei der Armee stets nur auf drei Tage Brodt zu backen und dem durch das Nachführen entstehenden Verschimmeln vorzubeugen. Der General-Lieutenant von Geysau erhielt Befehl, diesen Plan zu untersuchen. Bevor er aber noch von dem Umfange des Gegenstandes instruirt war, fuhr er mich auf die auffallendste Art an. — Er verlangte zwar die Schriften von mir; ich gab ihm aber keine Antwort und ging davon, weil ich es bedenklich fand, solche einem so leidenschaftlichen Mann zu übergeben. Erst nachher erfuhr ich, daß dieser Mann nie seiner mächtig ist, und über alles gleich in Wuth geräth, ohne es gerade so arg zu meinen; indeß hatte ich mich schon beim König dar-

über beklagt, der es ihm auch sehr ernstlich verwiesen hatte. — Seitdem verfolgte mich dieser General aufs äußerste, und war die Haupttriebfeder der Aufhebung meines Getreidelieferungs-Kontrakts, wodurch der Getreideeinkauf in Polen während dieses Krieges zu einem so enormen Preise stieg, daß der Scheffel Roggen mit fünf bis sechs Thaler bezahlt wurde.

Im Jahr 1796 kam der rechtschaffne Caillard als französischer Gesandter nach Berlin. Ich bekam nicht allein die Erlaubniß, sondern sogar den Befehl, mit ihm Umgang zu pflegen. Dieser Mann arbeitete dahin, um mit Preußen die Bestimmung der Grenzen des Rheins und einige Entschädigungen für Preußen und den Prinzen von Oranien abzumachen. Der Minister von Haugwitz wollte dazu nicht die Hände bieten, unter dem Vorwande, daß das französische Gouvernement noch zu schwankend und nicht konsolidirt sei. Ich

Ich machte die Bemerkung, daß in dieser Konvention alles für Preußen und nichts zum Vortheil Frankreichs enthalten wäre. Ich bewirkte eine Zusammenkunft des Generals v. Zastrow und Caillard, worauf die Bedingungen am 4 August 1796 durch Haugwitz und Caillard abgeschlossen wurden.

Ich kann nicht umhin diesem diplomatischen Veteran dem Hrn. Caillard, die ihm gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Dieser Mann ist keiner von jenen Geschäftsträgern, die ihre Stellen durch Konnektionen der Ahnenwürde erlangen und die Geschäfte ihren Legationsräthen und Sekretarien überlassen. Ganz und gar nicht — Er diente von unten auf. Er war im eigentlichen Verstande sein eigener Sachverständiger. Ueberdies ist er ein großer Sprachkenner, offen, leutselig. Er übte keine Ränke, wußte aber den Ränken anderer entgegen zu

arbeiten, ohne es sich merken zu lassen. Er liebt den Genuß der Tafel, aber nicht aus Liebe zum Schmause, sondern der Gesellschaft wegen. Kurz er ist ein Mann, desgleichen man in solchen Geschäften nur immer aufsuchen und benutzen sollte.

Und doch wäre derselbe durch einen wichtigen Mann fast in die Verlegenheit gerathen, nach Cayenne exilirt zu werden, und zwar durch folgende Veranlassung;

In einer Unterredung mit Hrn. Caillaird äußerte und rühmte ich das Preußische Kabinet, besonders wegen dessen Bereitwilligkeit, alles für Frankreich thunliche vortheilhafte gern zu genehmigen; indem es sogar einen freien Ausfuhrpaß über 1000 Last Waitzen bewilligt hätte. —

Wie? sagte er, mir einen Paß über 1000 Last Waitzen? das ist nicht wahr; es müßte denn durch Sandoz Rollin gegangen seyn; indeß würde Lacroix mir doch gewiß

etwas davon mitgetheilt haben. Die Sache wurde ihm verdächtig, und er fuhr sogleich zum Min. Struensee, der ihm auch bekräftigte, daß ein dergl. Paß auf seinen Namen ausgefertigt worden; womit es eigentlich folgende Bewandniß hatte: —

Der verstorbene Bankier Itzig kam in Bedrängniß. — Ein gewisser Mann hatte bei ihm an 30,000 Thlr. auf Zinsen stehen, und Itzig wollte die Protektion desselben nicht verscherzen. — L. M. Wulf, der auch die Gunst jenes wichtigen Mannes zu erwerben suchte, gab Itzig den Rath, diesen dahin zu bewegen, daß er ihm einen Paß zur Ausfuhr von einigen 1000 Last Waitzen verschaffen möcht; wogegen er die 30,000 Thlr. übernehmen wollte; denn bei der Ausfuhr des Waitzens war damals über 50 Prozent zu lukriren. — Itzig brachte nun den L. M. Wulf zu diesem Mann, und so wurde der Plan ausgebrütet, beim König ei-

nen Paß auf Caillards Namen zu erhalten. — Das Scheußliche dieses Benehmens bedarf wohl keiner weiteren Bemerkung.

Der scharf denkende Sieyes kam an seine Stelle. Man kann ihm, bis auf eine gewisse Stufe, ohne Uebertreibung, den französischen Kant nennen. Er besitzt den Scharfsinn eines Rousseau, ist aber weit tiefdenkender und nicht so schwärmerisch. Es ist nicht seine Sache, durch Deklamationen zu blenden und zu verführen. In der geringsten Kleinigkeit, die er schrieb, — ich will nur die kleine Flugschrift über die Konstitutionen berühren — welche Präcision, Tiefsinn und Klarheit herrscht nicht darin! Sein Lebenswandel als Staatsbürger ist untadelhaft. Eine einzige Anekdote kann von seinem moralischen Karakter einen hinlänglichen Begrif geben,

Er kam einst von der Kour und äußer-

te sich folgendermaßen. — Nimmermehr sagte er, kann es einem Staat wohl gehen, wenn junge Leute mit unverschämten Geberden sich vor die ältesten im Kriege grau gewordenen Männer hinpflanzen und diese Alten kaum ihres Anblicks würdigen. — Ich habe dies Betragen nicht an Einem, sondern an sehr vielen bemerkt. Ich mußte aus Verdruß weggehen. Wie kann euer König, der doch gewiß ein guter moralischer Mann ist, eine solche Aufführung dulden? Allein bei Feudal- und Ahnenstolz kann es nicht anders sein.

Man sieht, daß ich diesem Manne Gerechtigkeit widerfahren lasse, man wird mir deshalb auch in folgendem Glauben beimessen:

Sieyes ist in eben dem Grade, als er ein unermüdeter Denker ist, ein eben so nachlässiger Praktiker. Im gewöhnlichen Umgange, wenn er sich nicht aus Eigenliebe her-

ablieſs, um in einem wohlgeordneten Diskurs gewiſſe Gegenſtände abzuhandeln, war er zurückdrängend. Er beſitzt nicht die Gabe, Zuneigung einzuflößen; er paßt ſich ganz und gar nicht zu einem unternehmenden Umwälzer. Er hat Muth genug, Angriffen mit Dreiſtigkeit zu begegnen; aber ſelbſt als angreifender Theil zu erſcheinen, muß er von Andern vorgeſtoßen werden. Die geringſte vermeinte Beleidigung kann ihn in Harniſch ſetzen, deun er iſt ſehr ehrſüchtig, und dann hat ſeine Rache kein Ziel.

Sieyes gab mir in einer damals obwaltenden Staatsangelegenheit ſeine Gedanken — eigentlich beabſichtigte ſeine Sendung eine zwiſchen Frankreich und Preußen abzuſchließende Allianz. — Er wollte indirekte durch mich das Terrain ſondiren, um dann weitere Fortſchritte zu machen. Da er aber merkte, daß man ſeine Abſichten bekundigte, ſo leugnete er alles rein ab. Er war nicht der Mann, auf eine ungerechte Weiſe

sich zu bereichern, aber doch karg, fast bis zur Filzigkeit. Er muß indeß doch wohl geglaubt haben, daß Andern diese Ansicht über ihn nicht entginge, und suchte es damit zu beschönigen: „man müßte suchen unabhängig in der Welt zu seyn.“ Ueberdies taugte er ganz und gar nicht zu einem Gesandten, weil er sich der Sarkasmen und witzigen Einfälle nicht enthalten konnte; besonders war sein Pfeil stets wider den Minister v. Haugwitz gerichtet. — So nannte er ihn unter andern le portier d'Etat. — Ich fragte ihn, warum er denselben so bezeichnete, und erhielt zur Antwort: il ne laisse rien ni entrer ni sortir. — Da Sieyes sich bei jeder Gelegenheit über die Deutschen aufhielt, so mußte ich einst auch eine solche auf, um ihm etwas entgegen zu stellen. Ich war bei ihm zum Mittagsessen, da er so eben einen Brief aus Rastadt von Jean de Bry erhalten hatte. Dieser schrieb unter andern,

daß ihm nichts saurer würde, als die deutschen Gesandten zu gewöhnen, bei der Tafel sich selbst etwas zu nehmen. Ich äußerte dabei: c'est bien dans l'ordre, car pour prendre il faut cela apprendre de vous autres.

In jener Beziehung auf den Minister v. Haugwitz lag etwas wahres. Man kann es diesem Kabinetsminister bei allem seinen künstlichen Aeußeren ansehen, daß Herz und Kopf nicht übereinstimmend sind. Er konnte Sieyes durchaus nicht ausstehen und haßte ihn sogar. Auch sind beide Männer von ganz entgegengesetztem Karakter. Sieyes ist, ungeachtet seiner Fehler, in seinen Handlungen offen; Haugwitz aber versteckt.

Sieyes wurde zu einem der fünf Direktoren erwählt; der eitle Mann konnte seine kindische Freude darüber nicht verbergen. Das Direktorium äußerte gegen den preußischen Gesandten, man wünschte, daß dem

Sieyes eine Eskorte zu seiner Rückreise gegeben würde. Wegen des erwehnten Umstandes, daß er mir die von ihm erhaltenen Aufträge abläugnete, und ich mich gegen ihn etwas hart ausließ, versagte er mir die Thüre. Er verlangte seine Abschiedsaudienz, die auch bestimmt wurde; wollte aber durchaus die erwehnte Eskorte nicht nachsuchen.

Sein Legations-Sekretair Herr Otto, wie auch der Spanische Gesandte, der gute Muskis, und der rechtschaffene schwedische Gesandte von Engeström, drangen in mich, ihm eine Eskorte zu verschaffen; der Minister Haugwitz wollte aber dazu kein Gehör geben. Man verlangt für ihn eine Eskorte, sagte er, und ich bin auch geneigt, dies zu erfüllen; er muß aber solche nachsuchen, und hier war das Recht meines Erachtens auf des Haugwitz Seite.

Ich bat den friedliebenden Oberst von Köckritz, dieserhalb mit Haugwitz zu spre-

chen. Dies geschah; allein es war vergebens. — Den andern Morgen sprachen die oberwähnten drei Männer noch einmal mit mir, alles anzuwenden, daß Sieyes nicht unbegleitet abreise, mit der Bemerkung, daß die Französischen Emigranten jetzt die Oberhand hätten, und da Sieyes von diesen sehr gehaßt würde, so könnte leicht ein Unheil daraus entstehen. —

Ich richtete dieses Umstands wegen meinen Weg zum Grafen von Haugwitz. Das Ungefähr wollte, daß ich dem Obersten Köckritz begegnete. Ich fragte ihn: ob er es wohl über sich vermöge, mit dem Ephraim eine Gesandtschaftsangelegenheit dem Minister von Haugwitz vorzutragen. Seine Antwort war, warum nicht, wenn es nur zum Guten abzweckt. Ich sagte ihm den Umstand und er ging mit mir hin; indeß nahm ich mir vor, der Sache wo möglich, eine solche Wendung zu geben, daß sie von des Mini-

sters eigenem Interesse befördert zu werden geeignet würde. Der Oberst v. Köckritz eröfnete die Bothschaft mit dem spaßhaften Eingange, daß er mit mir als Gesandter in einer sehr ernsthaften Sache vor ihm auftrete, deren Gegenstand ich vortragen würde. Sieyes will nicht glauben, sagte ich, daß im Preußischen Staat der Minister der auswärtigen Geschäfte nicht das geringste ohne ausdrücklichen Befehl Sr. Königl. Majestät bewirken könne, zumal im Betref einer militairischen Eskorte. Dies hätte ich zwar dem Sieyes hinterbracht; allein er wollte es gar nicht annehmlich finden. Diese meine Vorstellung that jetzt bei ꝛc. Haugwitz die erwehnte Wirkung.

Leider sehen es die Minister sehr gern, wenn man den Regenten Glauben macht, daß sie nichts ohne sein Vorwissen thun. Haugwitz sagte, „freilich, so ist es auch.“ Er wollte weiter sprechen; der Oberst von

Köckritz fiel ihm ins Wort: „Der König hat ja schon den Oberst Lottum zu seiner Begleitung bestimmt und selbst dem Marschall von Möllendorf die Sache bei der Parole aufgetragen.“ — In diesem Falle, unterbrach ich denselben, braucht doch nur der Hr. von Lottum sich bei Sieyes zu melden, und ihn fragen, ob er die Eskorte verlange, indem er dazu beordert sei. Allein die Sache hat Eil. — Der Minister erwiderte: da ich weiß, daß der Feldmarschall Vertrauen in Sie setzt, so gehen Sie zu ihm und hinterbringen dies in meinem Namen. — Ich berichtete es dem Feldmarschall, der auf mein Wort den Oberst Lottum zu Sieyes schickte.

Hierauf begab ich mich zu dem Herrn Otto, der sich sogleich zum Sieyes verfügte, um seinen Triumph zu hinterbringen, und sagte zugleich, daß ich Abschied von ihm zu nehmen wünschte; er wollte mich aber

nicht sprechen. — Ich dachte, reise glücklich, du großer aber eigensinniger Mann.

Hr. Otto, der von unten auf gedient hat, und bereits in Amerika diesen Posten bekleidete, hat zwar nicht ganz den Scharfsinn eines Sieyes, ist aber zu dieser Stelle weit brauchbarer. Er ist ein gesprächiger nachdenkender Mann, mit einem geraden Blick, einnehmend, herablassend, ohne sich wegzuwerfen. — Dieser Mann hatte einen schweren Stand; die französischen Angelegenheiten gingen immer übler; die Verfolgung nahm mit der anwachsenden Kraft der Emigrirten in eben dem Grade zu, und man ließ es sich recht angelegen sein, den guten Otto auf alle Weise zu kränken.

Ein Vorsteher des Cassino ließ es den Hrn. Otto vorzüglich empfinden, wie sehr es ihm darum zu thun war, demselben seinen Aufenthalt unangenehm zu machen. Dies ging so weit, daß man ihm sogar die Auf-

nahme in jene Gesellschaft verweigerte, warum er nicht einmal angehalten hatte. Mein Haus war fast das einzige, was ihm zum Zufluchtsort diente; weshalb ich nicht nur gehaßt, sondern im genauesten Verstande auf das äußerste verfolgt wurde; ich achtete es aber nicht, denn ich war durch seinen Umgang für alles genugsam entschädigt. — Meine Töchter lebten ganz in dem Umgange seiner Frau, einer Dame, die dem schönen Geschlecht zum Muster dargestellt werden kann; sie ist von ausgezeichneter Tugend und unübertreffbar in der Kunst des Umganges, frei und ungezwungen mit dem edelsten Anstande,

Der Geschäftsträger Otto brachte es indeß, ungeachtet aller Machinationen der Emigrirten, die, wie gesagt, damals gleichsam völliges Oberwasser hatten, dennoch dahin, daß man ihn achtete? aber das konnte er nicht bewirken, daß das Preußische Kabinet sich in eine genaue Verbindung mit ihm einlassen

möchte. Der Aufenthalt in Berlin wurde ihm daher als Geschäftsträger sehr angenehm. Man glaubte, dem König damit die Kour zu machen, wenn man diesen guten Mann kränkte; und doch war das der Fall nicht. Man muß dem König die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß Er Geschäftsträgern, deren Wandel moralisch und anständig ist, nicht das geringste von den Veränderungen politischer Ereignisse empfinden lasse. — Selbst Sieyes hat dies an dem Monarchen gerühmt, der auch vielleicht nebst Köckritz, nur der einzige am Hofe war, der diese edle Gesinnung hegte. — Nie werde ich folgende Katastrophe vergessen.

Ich war in Potsdam, um den Herrn Oberst von Köckeritz in gewissen Angelegenheiten zu sprechen. Diesem edlen Manne ist es zur andern Natur geworden. gebeugten und bedrängten Menschen Trost

zu geben und sie aufrecht zu erhalten. Ja es ist nicht zu viel, wenn ich sage, daß es ihm zur andern Natur geworden ist, indem er diese Tugend sogar gegen seine ärgsten Feinde ausübte, sobald sie bedrängt wurden. Er ließ mich nicht zu Wort kommen. — Machen Sie, sagte er, daß Sie nach Berlin zurückkehren, und beleben Sie Ihren Freund den Hrn. Otto; denn so eben haben wir die Nachricht erhalten, daß Massena bei Zürich eine sehr wichtige Schlacht gewonnen, und die Russen gänzlich geschlagen hat; vielleicht giebt Gott dadurch den Frieden; das übrige was Sie mit mir sprechen wollen, hat noch alles Zeit.

Ich kam spät nach Berlin; ich ließ Hrn. Otto aufwecken. Er kam zerstört und erschrocken hervor; ich sagte ihm, er sollte sich beruhigen, und möchte nur auch seine Gemahlin bei meiner Nachricht mit zugegen sein lassen. — Er wurde darauf ruhiger, —

denn

denn er wußte, daß ich nicht der Mensch sei, der in später Nacht etwas Unangenehmes zu hinterbringen suche. — Seine Gemahlin kam, und Hofnung und Angst schwebte bei ihnen hin und her. — Sie vernahmen die für sie so glückliche Neuigkeit. Nie werde ich die Wonne vergessen, die die Freudenthränen dieser beiden Personen mir verursachten. Zeit und Umstände haben nun einmal viel Einfluß auf uns. Alles bekam bei diesem Manne eine andere Gestalt, und beide fingen gleichsam wieder an aufzuleben.

Bonaparte wurde Konsul, und schickte Dûroc anhero. Es herrschte damals eine ächte Politik am Preußischen Hofe. Das System des Ministers von Haugwitz, daß die strengste Neutralität für Preußen das zweckmäßigste sei, hatte völlige Oberhand, und der friedliebende Monarch hielt die aufbrausenden Ruhestörer im Zaum. Dûroc kam, gepanzert mit einer Kraft, die wohl die

wenigsten jungen Leute von seinen Jahren errathen werden, nemlich Bescheidenheit und Anstand; man bemerkte auch nicht den geringsten Zug von Anmaßung oder Eigendünkel an ihm. Welche Belohnung diese Tugend mit sich führt, wird man aus folgender Anekdote ersehen.

Bei der Königl. Tafel wurde Dǔroc befragt, ob er einen Krokodill in Egypten gesehen habe? Nein, war seine Antwort. Die Königin machte dabei die treffende Bemerkung: Der Mann verdient Achtung, denn er ist kein Großprahler. Hätte er uns gesagt, daß er einen gesehen habe, so müßten wir es auch glauben.

Bonaparte hatte damals den Plan wieder in Italien einzudringen und Genua zu entsetzen. Er wußte, daß Preußen sich vorjetzt zu keiner Allianz verstehen würde; allein er wollte sich von der Preußischen

Neutralität überführen, und insofern erhielt Duroc auch alle Beruhigung.

Ein Bogen über militärische Oekonomie von mir, sollte nach dem Vorgeben des batavischen Gesandten Hrn. Meier in Paris, in den Händen Napaleons sein. — Ich ersuchte den Marschall Düroc mir diesen Bogen wieder zu verschaffen, und siehe, dieser gute Mann ließ sich dies so angelegen sein, daß er mir deshalb von Mailand aus, den Tag nach der gewonnenen Schlacht bey Marengo schrieb. Aus dergleichen kleinen Zügen kann man sich einen Begriff von den Herrschern durch die Günstlinge und von den Günstlingen durch die Herrscher machen.

Der General Beurnonville kam als Gesandter nach Berlin. Dieser Mann ist offner Soldat, der keine Intriguen noch Ränke schätzt. In einem miltairischen Staat sind schon diese beiden negativen Talente al-

lein hinreichend, Achtung und Zuneigung zu erwerben. Er wäre vielleicht nicht von hier abgegangen, wenn nicht seine zerrüttete Gesundheit, die von der grausamen und harten Gefangenschaft in Olmütz herrührte, nebst dem Eindruck den das nordische Klima auf ihn machte, seine Rückkehr erfordert hätten. In jener Hinsicht hat das, was ich in meiner Gefangenschaft erlitten, die Wirkung bei mir, daß ich jetzt um so mehr mit diesem redlichen Manne sympathisire. Nur gleiche Schicksale nähern Menschen in ihren Gesinnungen, wie Dido zum Aeneas sagt.

Während seines hiesigen Aufenthalts fiel nichts erhebliches in politischer Hinsicht vor; es war nur politisches Spielgefecht.

An Beurnonvilles Stelle kam Laforest. — Die französische und russische Partei buhlten damals um Preußen; nur mit dem Unterschiede, daß jene nie die Wohlanständigkeit überschritt und nie einige

harte Ausdrücke ihr entfielen; dahingegen dieser manche offne und versteckte Drohungen entschlüpften. Ich erwarb mir die Freundschaft dieses Mannes dadurch, daß ich stets alle starke Aeußerungen und Handlungen widerrieth. Ich will nur einen einzigen Umstand davon berühren:

Es wurde dem Gesandten eine Depesche zugeschickt, um solche weiter nach Petersburg an den damals dort residirenden französischen Gesandten zu besorgen. In Berlin war weder der Minister von Hardenberg noch von Haugwitz zugegen, und der König war zur Revüe bei Graudenz; auch der Kabinetsrath Lombard war wegen Krankheit abwesend; Preußen war damals Mediateur zwischen Rußland und Frankreich. Jene Depesche war so beschaffen, daß der französische Gesandte in Petersburg allem Vermuthen nach hätte abreisen müssen. Herr Laforest, ein Mann, der vernünfti-

gen Vorstellungen gern Gehör giebt, folgte meinem Rath, den Kourier zwölf Stunden aufzuhalten, bis der Minister von Hardenberg zurückkäme. Die Depesche wurde darauf gar nicht abgeschickt; denn die Absendung war dem Herrn Laforst nach Umständen überlassen; und für den Augenblick hatte es auch seinen Nutzen.

Das Zutrauen des französischen Gesandten gegen mich wurde auch durch den Enthusiasmus bewirkt, den ich mit äußerster Anhänglichkeit für mein Vaterland bewies; indem ich der festen Meinung war, daß eine innige Freundschaft mit Frankreich das beste und heilsamste System für Preußen, nicht nur zu dessen Erhaltung sondern auch zur Vergrößerung desselben sei. Ich kann mich auf noch lebende achtungswürdige Männer berufen, daß Friedrich der 2te stets den Grundsatz geäußert: „Man muß Ruß-

land schonen, aber mit Frankreich sich verbinden.“

Die Begebenheiten vom Jahr 1805 sind noch in frischem Andenken, mithin, darf ich solche nur oberflächlich berühren; um das wenige was nicht allgemein bekannt ist, und mich selbst betrifft, dadurch kundbar zu machen.

An den Krieg zwischen Frankreich und Oestreich war nicht mehr zu zweifeln. Oestreich suchte, durch die Vermittelung Rußlands, Preußen (geschehe es gütlich oder nicht) mit in diesen Krieg zu verwickeln. Unter zehn Fällen giebt es stets neun, die den Satz bestätigen, daß eine große Macht, die sich um offensive Alliirte bewirbt, gewiß Mißtrauen in ihre eigene Kräfte setzt, und schon dadurch halb verlornes Spiel hat? auch zeigt die Geschichte Beispiele genug, daß das Mitwirken anderer die intensive Wirkung schwächt. Rußland machte sogar drohende Demonstrationen.

Der Kaiser Napoleon schickte den Marschall Dûroc nach Berlin, der sich zwar bemühete, Preußen zu einer Allianz mit Frankreich zu bewegen, doch ohne alle Zudringlichkeit und mit dem größten Anstande. Dem Marschall Dûroc wäre es zwar sehr angenehm gewesen, solches zu bewerkstelligen; allein Preußens Hang war zu dieser Zeit noch nicht gleichstimmig genug, wenn es gleich nicht abgeneigt war, eine Allianz mit Frankreich abzuschließen. Diese schwankende Denkungsart wurde aber nicht so sehr von der Unterhandlungsweise des Hrn. Dûroç und Laforest gehoben, als vielmehr durch das Benehmen Rußlands, das auf der Neu- Ost- und Südpreußischen Gränze eine Armee aufstellte, um Preußen dadurch zum Zutritt zur Russischöstérreichischen Allianz zu nöthigen.

Ehe ich die weiteren Vorgänge berühre,

muß ich meine Leser mit der Karakteristik des damaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, des Hrn. Barons von Hardenberg, bekannt machen. Dieser ist ein Mann von einnehmender Physiognomie und äußerem Anstande. Er besitzt Kenntnisse, spricht angenehm und ist ein Mann von Kopf und gutem Herzen, welches letztere ihn vorzüglich schätzbar macht. Er kann laut werden, weil er ein redlicher Mann ist, ohne alle Heimtücke, demungeachtet aber weiß er an sich zu halten, wo es nöthig ist. Man kann ihn plötzlich aus dem tiefsten Schlaf wecken, und der Minister ist mit allen Nüanzen gegenwärtig.

Die drohende Stellung der Russen an der Preußischen Gränze war auffallend; doch war die Armee noch nicht 50000 Mann stark. Es ist bekannt, wie langsam die Russen marschiren, und daß es hinlänglich gewesen wäre, ihnen 50000 Mann entgegen

zu stellen, die sich in den dortigen Gegenden befanden. Allein man wollte alles decken, und selbst den Einfall eines Schwarms Kosaken verhindern; mithin setzte man über 100000 Mann in Bewegung. Es hieß, man müßte zeigen, daß Preußen sich nicht necken, vielweniger ungeahndet drohen ließe. — Ich konnte hingegen weder den Nutzen noch die Nothwendigkeit dieser fürchterlichen Anstalten begreifen. — Rußland schien nur in einem falschen Wahn zu stehen, Preußen würde sich durch bloßes Drohen sogleich zu allem bequemen. Es fiel demselben bei weitem nicht ein (wenn ihm das Drohen nicht glücken sollte) Preußen anzugreifen, um keinen Feind hinter sich zu lassen; und hätte Rußland es zur Thätigkeit kommen lassen, so wären die Verabredungen zwischen Preußen und Frankreich zur Ausführung gekommen.

Um diese Zeit ging Bernadotte durch

das Anspachsche, und zwar aus folgenden Veranlassungen: Sowohl der Preußische Bothschafter am französischen Hofe, als Düroc, berichteten dem Kaiser, daß der Krieg mit Rußland unvermeidlich sei. Ferner waren in den vorigen Kriegen Durchmärsche durch das Anspachsche erlaubt; jetzt aber wurde dem General Mack von der Anspachschen Kammer ein Befehl des Ministers von Hardenberg mitgetheilt, daß keine Durchmärsche von fremden Truppen mehr Statt haben sollten; dieser Entschluß wurde aber nicht zugleich den Franzosen bekannt gemacht. Gegen diesen Durchmarsch wurde von Seiten Preußens protestirt, die Franzosen gewannen dadurch zwar nur unbedeutend; durch den Rückzug aber würden sie an fünf Märsche vergebens gemacht haben.

Das Völkerrecht bekömmt nach Maßgabe der Stärke und Schwäche eines Staats

eine größere oder geringere Ausdehnung. Zwar muß keine Nation ihre Würde ungeahndet antasten lassen; in wiefern aber bei einer Nation die Würde im ganzen Umfange gehandhabt werden kann oder nicht, läßt sich nur a posteriori bestimmen. Kann eine beleidigte Nation nicht dieselbe Masse physischer und moralischer Kräfte aufstellen, die ihr Gegner besitzt, so muß sie auch den Begriff der Nationalwürde dieser Verschiedenheit gemäß annehmen; so wie ein Raphael die Würde eines Herkules gewiß ganz anders, als die eines Milo von Crotona darstellen wird. Vielleicht wird man dies nur für Sophisterei halten; allein der Geist eines Grotius und Puffendorfs würden dies Axiom so klar darstellen, daß man gewiß nicht anstehen würde, diese Modification im Völkerrecht in Erwägung zu ziehen. — Jener Vorgang war wenigstens nicht geeignet, um sogleich einen Krieg deshalb zu beginnen;

zumal da die Franzosen die Erlaubniß hatten, durch einen andern Theil des Preußischen Staats, durch das Münstersche, ihre Verstärkung nach dem Hannöverschen zu schicken, und es hätte ihnen zur gehörigen Zeit förmlich untersagt werden müssen, daß diese Erlaubniß ihnen kein Recht gäbe, solche auch auf das Anspachische auszudehnen. Wie oft hat nicht Fridrich der Zweite fremdes Territorium ohne Anfrage betreten! — Zwar mußte Preußen diesen Vorgang jetzt deshalb ernsthaft aufnehmen, weil es, gegen die anscheinende Drohung der Russen, sich zu übereilt in einen zu starken Vertheidigungsstand gesetzt hatte; und dies hätte Frankreich meines Erachtens mit beherzigen müssen; allein, wie gesagt, sie hielten den Krieg zwischen Rußland und Preußen schon unvermeidlich, welches ihrer Vertheidigung einigermaßen Gewicht gab, worauf man allerdings Preußischer Seits hätte Rücksicht nehmen müssen.

Ich sprach über diesen Vorgang mit dem Marschall Düroc. — Ew. Excellenz wissen, sagte ich, daß blos eine anscheinende Drohung von Seiten Rußlands, durch Schlesien zu dringen, Preußen bewog, 100000 Mann gegen diese aufzustellen, und demungeachtet ist Bernadotte durch das Anspachische gedrungen. — Ich kann die Ursache des Vorganges nicht beurtheilen, erwiderte Düroc betroffen; der ganze Vorfall war ihm wirklich auffallend. —

Es wurde eine Konferenz beim König angesagt; weshalb ich früh um fünf Uhr ein Billet zum Herzog von Braunschweig brachte, mit der Bitte, solches auch dem Minister v. Hardenberg mitzutheilen, und zwar folgenden Inhalts:

„Frankreichs Benehmen ist unbegreiflich; Preußen hat Ursache, sich Genugthuung zu verschaffen; doch wäre es nicht rathsam, Schritte zu thun, die man vielleicht

nicht im Stande sein möchte, wieder zurück zu nehmen."

Dies Billet wurde wirklich in der Konferenz vorgetragen, und der scharfsehende, gründlich denkende Geh. Kab. Rath Lombard sagte mir den folgenden Tag: „Ihre Gedanken waren die besten."

Auch mit dem Bayrischen Gesandten Chev. de Bray, dem ich das Zeugniß geben muß, daß er stets nur das Beste Preußens beabsichtigte, und die nöthigen Kenntnisse zu einem solchen Posten ausgezeichnet besitzt, sprach ich, um den üblen Folgen vorzubeugen. Ich kann nicht umhin, hiebei zu bemerken, daß mein Umgang mit den Herren Gesandten höhern Orts genehmigt und mir sehr oft anbefohlen wurde.

Der Hr. Geh. Kab. Rath Lombard ist einer der seltnen guten Köpfe im Preußischen Staat. In Hinsicht der französischen Sprachkenntniß wurde er selbst von Sieyes

bewundert. Dies ist aber das wenigste. Er hat einen klaren deutlichen Sinn und einen scharfen richtigen Blick, ist weder anmaßend noch stolz, und vermeidet sorgfältig allen Verdacht; daher er auch von allen rechtschaffnen und unintereſſirten Männern geliebt und geehrt wird. Was man ihm mit Recht vorwirft, ist, daß er zu wenig Werth in der Erhaltung seiner Gesundheit setzt, die doch auch dem Staat angehört, wiewohl dies größtentheils schon in seiner kränklichen Leibesbeschaffenheit liegt. Wegen des jetzigen Unglücks kann man ihm gewiß nicht das geringste vorwerfen, weil er stets den Krieg mit Frankreich höchst schädlich hielt.

Die wenigsten Menschen aber bleiben sich immer gleich. Der Geh. Rath Lombard, der stets unwandelbar an das auf Vernunft und Erfahrung gegründete einzige und allein zu adoptirende System, sich fest anschloß, veränderte mit einmal die Gesinnung. Das

Manifest gegen Frankreich ist sein Machwerk. Ich gebe gerne zu, daß ein Kabinetsschreiber (in den glücklichen Zeiten Friedrichs des Zweiten war Kabinetsrath und Kriegesrath synonim) diejenige Willensmeinung, die ihm von seinem König geäußert und zu Papier zu bringen, aufgegeben werden, genau befolgen muß; allein sich selbst gewisse Aeußerungen und Anmaßungen zu erlauben, das ist zu viel und unerlaubt. Dieser Geh. Rath Lombard lief in Weimar als ein Besessener zu jedem, und schrie: Avez vous lû mon Manifeste j'ai bien traité Napoleon —

Der Marschall Düroc und Laforest hatten eine Konferenz beim Minister v. Hardenberg, die aber sehr stürmisch war; indem letzterer ihnen erklärte, daß alle bisher obwaltenden Einverständnisse und Verabredungen zwischen Frankreich und Preußen aufgehoben und als nicht bestanden angesehen werden müßten. — Es wurden viele Noten gewechselt, und französischer Seits erbot man sich sogar zur Genugthuung; aber alles war vergebens, und Hardenberg versagte ihnen den ferneren Zutritt zu ihm, ungeachtet sie sich bis zum Vorzimmer drängten. Düroc wollte ab-

reisen, und alle meine Vorstellungen dagegen waren fruchtlos. Endlich fiel mir folgende Frage ein:

„Hat denn der Kaiser Sie anhero geschickt, um das Englische Spiel zu spielen?"

Laforest wollte diese meine Bemerkung nicht ganz gelten lassen; allein Düroc, mit seinem geraden unverdorbenen Menschenverstande, sagte: „Wir müssen uns nichts vorzuwerfen haben, und selbst über Unschicklichkeiten, oder wenn man will, Unanständigkeiten, wegsetzen. Allein, guter Ephraim, da euer Minister alle Unterhandlungen abgebrochen hat, so bin ich hier nichts mehr nütz; das seid aber versichert, fuhr er fort, daß euer Kabinet sich sehr irrt, wenn es glaubt, daß Preußens Macht dem Kaiser große Schwierigkeiten in den Weg stellen wird. Er wird mit noch größerem Erfolg als Friedrich der Zweite mit einer und derselben Armee einen Feind nach dem andern schlagen. — Ich erwiderte ihm: es kömmt nicht darauf an, Kunststücke zu machen, sondern die Absichten der Engländer zu hintertreiben. — Ueberlassen Sie Zeit und Umständen auch etwas. Ich bitte Sie, schenken Sie mir nur einige Tage. — Auch darauf entgegnete derselbe: Ephraim hat Recht; wir

müssen alles versuchen; denn selbst der Kaiser wünscht, an Preußen einen Alliirten und keinen Feind zu haben.

Der Minister Hardenberg verstattete mir zwar einige Augenblicke; er ließ mich aber kaum zu Worte kommen, war auf das äußerste gegen mich aufgebracht, und stieß sehr beleidigende Ausdrücke gegen mich aus. — Ich ließ ihn ausbrausen, konnte aber nicht umhin, ihm folgende Bemerkungen zu machen:

„Ew. Excellenz thun mir durch die stürmische Gemüthsäußerung zu viel Ehre an. Nur solchen Männern, die Macht haben, durch ihren Stand und Einfluß Sachen abzuändern, könnte es wohl möglich sein, einen Minister in Harnisch zu setzen. Allein ich, der so wenig Einfluß hat, und ohne Ihre Zustimmung nichts für oder wider zu bewirken im Stande ist, ein solcher Mensch, sage ich, muß den Minister nicht in üble Laune bringen können. — Glauben Ew. Excellenz nicht, daß ich dieselben irgend eines Argsinns, oder gar Bosheit beschuldige, dafür behüte mich Gott. — Ein Minister von Hardenberg ist zu solchen niederen Leidenschaften unfähig. — Ueberdies, warum bitte ich denn Ew. Excellenz? Nicht um

eine Sache, die den Fonds dieses wichtigen Gegenstandes betrift, sondern nur, um den Gesandten die Thüre nicht zu versagen. Minister der auswärtigen Geschäfte müssen einander als Friedensengel ansehen, die selbst unter dem Donner der Kanonen sich gegenseitige Erörterungen nicht versagen müssen. — Ich weiß, daß es für einen Mann, wie Ew. Excellenz, schmerzhaft sein muß, die guten Absichten, die Sie so emsig für Preußen und selbst für Frankreich zu erfüllen, betrieben haben, durch einen Zufall zerstöhrt zu sehen; allein, alle meine Vorstellungen waren fruchtlos.

Meine richtige Bemerkung, Zeit und Umständen auch etwas zu überlassen, bestätigte sich durch eine Thatsache. — Der bei Ulm erfochtene Sieg gab der ganzen Angelegenheit eine andere Gestalt. Dûroc bekam einen Kourier, und ich theilte diese Nachricht dem Herzog von Braunschweig mit, erwähnte aber auch zugleich, daß der Marschall Dûroc alle Anstalten zur Abreise getroffen habe. Der Herzog äußerte den Wunsch, daß Dûroc nicht abreisen möchte. — Man beschuldigt mit Unrecht diesen Fürsten, daß er den Krieg gewünscht. — Ich erzählte ihm, was zwischen Hardenberg

und mir vorgefallen, und ich deshalb keine Gründe hätte, dem Marschall von seinem Vorhaben abzurathen.

Zu eben der Zeit war auch der Minister v. Haugwitz von seinen Gütern wieder zurückgekommen. Ich äußerte daher gegen den Herzog folgenden Einfall: Wie wäre es, wenn man die französischen Angelegenheiten dem Minister von Haugwitz wieder übertrüge? Der Herzog ließ mich nicht ausreden, und befahl mir, Dûroc zum Haugwitz zu führen. — Ich konnte mich nicht wohl dazu bequemen, weil ich fürchtete, den Minister von Hardenberg dadurch zu beleidigen. Der Herzog sagte aber, ich stehe Ihnen vor alle Gefahr. Ich erwiderte dagegen, daß dies wohl hinreichend wäre, wenn Ihro Durchlaucht beständig hier blieben; so aber müßte ich unmittelbar von Sr. Königl. Maj. oder vom Minister v. Hardenberg dazu befehligt werden. — Auch dies soll geschehen, entgegnete der Herzog.— Nach einer Stunde ließ derselbe mich rufen, und, indem ich noch weiter über diesen Gegenstand mit ihm sprach, traten der General v. Köckritz und Oberst v. Kleist herein, und befahlen mir im Namen des Königs, den Marschall Dûroc dahin zu bewegen.

daß er sich vor seiner Abreise zu einer Unterredung mit dem Minister v. Haugwitz bequemen möchte. —

Ich erhielt vom Marschall das Versprechen, daß er sich zu einer dem Minister v. Haugwitz beliebigen Stunde zu demselben verfügen würde. Diese war um sechs Uhr Abends angesetzt; allein Umstände und Abhaltungen machten es unmöglich, eher als ein Vierlel auf sieben zum Minister zu fahren, der aber bereits — vermuthlich wegen einer wichtigen Angelegenheit — nach dem Schauspielhause gefahren war. — Auch dahin fuhr ich mit dem guten Marschall; allein da es einmal an der Tagesordnung war, die Thüren zu versagen, so wurde auch selbst die Logenthüre nicht geöffnet. Ein anderer, als ein Düroc, würde deshalb mit Recht gegen mich ungehalten worden sein; allein bei ihm war das der Fall nicht, und den folgenden Morgen um zehn Uhr fand die Konferenz Statt.

Ich habe bisher die Karakteristik derjenigen Personen, mit welchen ich Geschäfte hatte, im kurzen mit berührt, glaube aber dessen bei dem Grafen v. Haugwitz überhoben sein zu können. Sein Karakter wird sich durch die Folge von selbst darstellen. — In

jener Konferenz mit Düroc äußerte Haugwitz durch einen künstlich verwebten Vortrag und Ueberredungen, daß er mit den bisher genommenen Maßregeln nicht einstimmig gewesen. — Düroc reisete zufrieden ab.

Es ist jedem bekannt, daß der General Kalkreuth den Kaiser von Rußland nach Berlin begleitete. Man brachte damals eine Konvention zwischen Preußen, Rußland und Oestreich vom 3. Novbr. 1805 zu Stande. — Es giebt gewisse Gegenstände, die durch öfteres Wiederholen ein solches Gewicht erhalten, daß selbst der vernünftige Mensch zuletzt getäuscht und sein gerader Menschenverstand irre geführt wird. Von dieser Art waren die Gefühle gegen die angebliche Todsünde Napoleons, daß er seine Truppen durch einige Anspachsche Dörfer hatte marschiren lassen. — Ich kenne überhaupt nur drei Personen, die zwar dem Aeußern nach in dies Zetergeschrei mit einstimmen mußten; die Sache selbst aber besser einsahen.

Der Minister Haugwitz wollte nur darum die Freundschaft mit Frankreich wieder herstellen, um sich dadurch den Weg zu einer gewissen Stelle zu bahnen. —

Dem Generalmajor von Köckritz bewogen edlere Absichten, nemlich, weil er den König und das Volk liebte, mithin alle mögliche Veranlassung zum Kriege zu vermeiden wünschte.

Der Feldmarschall von Möllendorf mußte zwar nothgedrungen nachgeben (denn jeder, der dagegen sprach, wurde für einen Staatsverräther gehalten) allein er that alles, wie es von diesem ehrwürdigen 83jährigen Greise, bei welchem moralische und physische Kräfte noch in vollem Leben sind, zu erwarten war, gegründete Schwierigkeiten und Besorgnisse zu äußern. — Ich muß zum Ruhm dieses schätzbaren Mannes bezeugen (wenn ich gleich dahin gestellt sein lasse, ob demselben an meinem geringen Zeugnisse irgend gelegen sei, da er dessen gewiß nicht bedarf) — daß er auch nicht einen Augenblick vom richtigen Wege abgewichen, nemlich, daß Preußens Glück nur von einer innigen Freundschaft mit Frankreich abhange. Die Lehren Friedrichs des 2ten waren ihm stets gegenwärtig, und verließen ihn nie, zumal diese: „Man müsse mit Rußland nie hadern noch Zwist suchen und alle Kontestationen vermeiden; aber mit Frankreich sich verbinden.“ — Diesem verehr-

rungswürdigen Greise hat man es auch zu verdanken, daß das jetzige Unglück wenigstens um ein Jahr aufgeschoben worden ist. Er war es, der darauf bestand, den terminum a quo in der Konvention vom 3. Nov. zu verschieben, wobei seine Bemerkungen so richtig als heilsam waren. Hier sind seine eignen Worte: „Sollten wir das Unglück haben, mit Frankreich in einen Krieg zu gerathen, so wollen wir denselben doch wenigstens nach der gesunden Vernunft und den Regeln der Kriegskunst führen. Es muß keine Operation von Rußland und uns eher Statt finden, als bis alle Armeen an Ort und Stelle sind, so daß alle Korps einander sogleich die Hand bieten können. Er bestand darauf, man müßte sich vor dem 12. Dezember in keinen offensiven Krieg mit den Franzosen einlassen. — Dieser Mann war einer von den seltenen, der die moralischen und physischen Kräfte des Kaisers Napoleon und der französischen Nation richtig berechnete. Weder Furcht noch Rücksicht auf die Existenz seiner eignen Person kamen bei diesem Veteran in Anschlag. Dies hat er auch noch in seinem 83sten Jahre durch seine bei der Schlacht von Jena erhaltenen vier Wunden bewiesen; allein man

nahm leider jetzt zu wenig Rücksicht auf seine Erfahrung und kalte Vernunft, seine genaue Kenntniß von der unzulänglichen Kraft Preußens, von der Schädlichkeit und den Mängeln aller Koalitionen — Wahrheiten, die diesem noch jetzt klar und richtig denkenden Manne stets gegenwärtig sind *).

*) Hart, ja sehr hart und unschonend ist dieser Greis in vielen Flugschriften behandelt worden. Bedenkt man, daß derselbe von Friedrich dem Großen gleichsam erzogen, das heißt, gewohnt ist, nur dem Monarchen streng zu gehorchen — und durchaus keinen eigenen Willen zu haben; ferner, daß man im Alter nur in die Grube schauet; ihm auch vollkommen bewußt war, daß man ihm den König stets abwendig gemacht — bei solcher Bewandniß verliert man gewiß den Hang, mit Energie und Festigkeit zu imponiren. Das einzige Mittel, das Unglück nicht zu überleben (und das wollte er) ist, dem Tode entgegen gehen. Er ist der einzige, der den Stock und die Härte, womit seine Vorfahren sich so sehr auszeichneten, aus der Armee verbannte. — Es sind gewiß nur Menschen, in deren Seele sich eine schwarze Spinne verwebt hat, die, um einige Thaler zu erwerben, offenbare Verläumdungen hinschmieren. Ein anderes ist die Nothwehr, wo man Handlungen aufdecken muß, die man sonst gewiß nicht berührt haben würde. — Gewisse Menschen machen zwar dagegen den Einwurf, daß man doch nicht die Blößen des Staats aufdecken müsse. Allein dies sagen sie nur aus Schwäche oder Bosheit, auch aus Blödsinn vielleicht. Die Blößen bestehen eigentlich nur darin, wenn man aus Furcht oder aus Vorsatz

Der Minister v. Haugwitz ging nach Wien, wo er einige Tage vor der Schlacht bei Austerlitz ankam *). So sehr auch der Kaiser Napoleon von dem guten Erfolg dieser Schlacht im voraus überzeugt war, so verschmähete derselbe doch nicht, erst günstigere Katastrophen abzuwarten, um solche zu benutzen. Es wurde daher mit gedachtem Minister nichts abschließendes verabredet.

Nach geschlossenen Präliminarien mit Oestreich kam Napoleon nach Wien zurück, wo lange Konferenzen zwischen ihm und Haugwitz Statt fanden. Letzterer suchte dem Traktat vom 3. Nov. eine Wendung zu geben. — Daß Preußen sich nach den Zeitumständen richtete, auch solche zu benutzen gesucht hat, ist gewiß zu verzeihen; denn seine damaligen Alliirten waren nicht ganz aufrichtig. Man versprach Preußen eine Schadloshaltung von einem Theil des Hannöverschen, ohne dazu die Ein-

die Vergehungen und Thatsachen nicht zur Wissenschaft des Throns bringt; und dann wie wenn die Kontrolle — — — Doch hiervon zu einer andern Zeit. — —

*) Er machte kleine Tagereisen und schützte Krankheit vor, mit der kleinen Idee im Hinterhalt, die Katastrophe abzuwarten.

willigung Englands zu haben, und ich bin gewiß versichert, daß England solches nicht zugegeben hätte. Nach einer gewissen Aeußerung hat man zuverlässig mehr versprochen, als man zu halten vermögend und Willens war. — — — — —

Es war dem Kaiser Napoleon damals darum zu thun, nicht nur sein Vorhaben, Baiern zu vergrößern und sonstige Einrichtungen im Reich zu treffen, sondern auch in Italien seine Absichten auszuführen, und aus diesen Gründen liebte er nicht sehr das Benehmen Preußens in Hinsicht der eingegangenen Verbindungen, besonders der abgeschlossenen Konvention vom 3. November.

Haugwitz brachte die hannöverschen Angelegenheiten nach seiner Meinung sehr gut zu Stande, und schmeichelte sich, bei Rußland und England mit seinem zweideutigen Benehmen sich ebenfalls gut durchzuwinden. Den Karakter Napoleons hatte er indeß nicht gehörig gefaßt und beurtheilt. Dieser große Mann besitzt eine Gabe, die man selten bei einem großen feurigen Geist antrift, nemlich daß Er über sich selbst Herr ist. Es entging ihm nicht leicht eine diplomatische Wendung; er hatte aber Kraft über

sich selbst, die Ausführung seiner Pläne, bis zur gelegneren Zeit aufzuschieben und solche gehörig vorzubereiten.

Haugwitz reisete mit einer grossen Genügsamkeit von Wien ab und er vermogte daher nicht über sich, bei dem steten Lobe über Napoleon, auf eine sehr versteckte Art seine eigne eingebildete Grösse auszuposaunen. Die kluge Herablassung des Kaisers und das Benehmen des scharfsichtigen Talleyrand *) hatten Haugwitz so verstrikt, daß er anfing sich selbst jetzt mehr als sonst zuzutrauen. — Sein einziges Bestreben ging nun dahin, die Allianz zwischen Frankreich und Preußen abzuschließen und völlig ins Reine zu bringen. Dem Minister entschlüpfte indeß doch manches; so z. B. beengte er, nach seinem Dünkel, die Absicht des Kaisers, als käme es demselben nur darauf an, den östreichschen Einfluß ins deutsche Reich zu zerstöhren; und da Haugwitz selbst nur mit der kleinlichen Idee eines Unterschiedes zwischen Süd- und Norddeutschland umging, so fiel es ihm

*) Ich getraue mir nicht, diesen Mann gehörig zu karakterisiren; und ich bemerke bloß, daß seine Art sich auszudrücken, ein Meisterstück von Kürze ist. Ungern giebt er mehr als zwei Worte und selten dreisilbige.

gar nicht ein, daß Napoleon kein Mann sei, der sich mit einer so kleinen Absicht begnügte; und was den Minister in noch größere politische Fehler stürzte, war dies, daß er sich zutrauete, alles bei dem Kaiser bewirken zu können. Dies äußerte er zwar nicht geradezu, denn dazu war er doch zu klug; allein aus seinem Benehmen ging hinreichend hervor, daß er — ungeachtet er sich beim König und andern sehr bescheiden hierüber äußerte, — dennoch im Innern seines Herzens zuversichtlich glaubte, ihm könne das Gelingen durchaus nicht fehlschlagen; und diesemnach reisete er mit einer außerordentlichen Zufriedenheit und völligem Selbstvertrauen, nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin, nach Paris.

Die eigentlichen Schwierigkeiten der projektirten Allianz mit Frankreich waren folgende:

Frankreich wollte, wenigstens damals, von keinen Bedingungen in Hinsicht der Besitznahme von Hannover, und der Sperrung der Häfen von Hamburg und Bremen, etwas wissen, so wenig als in Hinsicht der drei im Klevesche eingeschlossenen Abteien; und endlich verlangte es einen Of- und Defensiv-Traktat. — Haug-

witz sah bald, daß sein Einfluß nicht so beträchtlich war, als er sich einbildete.

In Berlin hatte die Gegenpartei von Frankreich ganz die Oberhand. Haugwitz schickte den Markis de Lucchesini nach Berlin, um den König zur Einwilligung der von Frankreich gleichsam vorgeschriebenen Bedingungen zu überreden, welches diesem auch glückte. Lucchesini ging nach Paris zurück, und da sich dort noch feinere Menschen fanden, als er, so fiel er in die Falle, und machte solche fürchterliche Berichte, daß die Anti-Französische Partei Oberwasser bekam, und sogar die Gutgesinnten zu schwanken anfingen. Man hörte die wohldenkendsten Männer und Krieger sagen:

„Wenn wir doch einmal untergehen sol-
„len, so wollen wir wenigstens mit
„dem Degen in der Faust sterben."

Ich machte auf diese Deklamation die Bemerkung:

„Dies mag wohl löblich und belohnend
„für euren unsterblichen Ruhm sein;
„allein ist dem Könige und dem
„Staat damit geholfen.?"

Auch der Minister von Schulenburg reiste nach Hannover, um dieses Land zu organisiren. Den Tag vor seiner Abreise mußte ich wegen einer gewissen Sache mich zu ihm verfügen. Er fertigte mich mit folgenden Worten ab:

„Von heute an gebe ich mich nicht mehr „mit Civilsachen ab; und ich bin „nur General."

NB. Man gab ihm das Kommando über die Truppen im Hannöverschen

Was zwischen ihm und dem General Blücher vorgefallen, ist weltkundig. Es war auch letzterm nicht zu verdenken, sich nicht von jemanden befehlen zu lassen, der den Militairdienst als Lieutenant verlassen hatte.

Die Hannöverschen Unterthanen behandelten ihn ein wenig zu gerade. Als er einst ein großes Diner veranstaltete, so wollten die schlichten Hannoveraner nicht so geschmeidig sein, sich einzufinden; dagegen sie, als sie den biedern Marschall Bernadotte kennen lernten, sich nicht zweimal bitten ließen; und in diesem Betragen ist nichts auffallendes. Der Marschall, jetzt Prinz von Ponte Corvo, ist ein offner freimüthiger Mann, der

allen

allen Argwohn, selbst den Verdacht zu vermeiden weiß. Diese Tugend besitzt der Minister Schulenburg nicht. Ein Minister von der geheimen Policey sollte sichs zur Hauptpflicht machen, Achtung zu erwerben, und allen Verdacht vermeiden. Ganz anders dachte und benahm sich ein gewisser Minister. Dieser war jemandem 6000 Rthlr. schuldig. Er nahm seinen Abschied. Der Inhaber dieses Wechsels, dem der Minister große Gefälligkeit erzeigt und vieles hatte gewinnen lassen, brachte ihm den Wechsel mit den Worten: „Ihre Schuld ist bezahlt.“ Nein, erwiderte der Minister, dafür sey Gott! Es könnte andere verleiten, wenn sie das erfahren, durch die Finger zu sehen, in der Hofnung, daß, wenn sie den Abschied nehmen, man sich gegen sie erkenntlich dafür bezeigen werde. — — — —

So, und nicht anders, muß ein Minister handeln. — — — — —

Zu dieser Zeit entstand eine Begebenheit, die auf mein Schicksal wirkte. In den wenigen Tagen des hiesigen Aufenthalts des Markis de Lucchesini wurden häufige Konferenzen beim Könige gehalten, wozu sonst niemand Zutritt hatte, als der Minister von Hardenberg, der Markis de Luc-

chesini, der General Köckritz und der Geh. Rath Lombard. Diese waren mithin einzig und allein in die Geheimnisse eingeweiht. Selbst der Feldmarschall von Möllendorf erfuhr nichts von ihren Verabredungen.

Ich fordere alle diese Herren auf, anzugeben, ob ich zu dieser Zeit einen einzigen von ihnen mit Augen gesehen, noch viel weniger gesprochen habe. Ich entfernte mich auch von selbst aus einer sehr gegründeten Ursache von ihnen, während der Anwesenheit des M. de Lucchesini, weil ich wußte, daß dieser kein Vertrauen zu mir hatte, aus dem natürlichen Grunde, weil er ebenfalls gar wohl wußte, daß ich ihm in Hinsicht meiner nicht traute. Demungeachtet argwöhnte man feindseligerweise bei dem Minister v. Hardenberg und v. Schulenburg, daß eine gewisse Sache, wovon ich bis jetzt nicht weiß welche, die angeblich in jenen Konferenzen behandelt worden, dem Laforest zu Ohren gekommen sein solle, und man machte den falschen Schluß, daß dieser Mann es von keinem andern, als von mir habe erfahren können. —

Wenn dieser Gegenstand irgend eine Aufklärung verdiente, so könnte ich wohl auf die

Spur helfen, wie Laforest manches erfahren, was gerade nicht nöthig war ihm wissen zu lassen. — — —

Ich kann aber, bei allem was heilig ist, versichern, daß mir damals von allem was in den erwähnten Konferenzen vorging, nicht das geringste bekannt war. — Demungeachtet kam ein Kabinetsschreiben an den Stadtpräsidenten Büsching, mir im Namen des Königs anzubefehlen, allen Umgang mit Gesandten bei Ahndung zu vermeiden. Gedachter Präsident fügte hinzu: „ich soll ihnen sagen, daß dieser Befehl nur darum geschieht, weil Sie den französischen Gesandten frequentiren; Sie werden aber nicht sagen, daß es Ihnen verboten ist." Ich fordre alle hiesige Gesandten sammt und sonders auf, zu erklären, ob ich seit dieser Zeit ihre Schwellen betreten, und die geringste Konnexion mittelbar oder unmittelbar Statt gefunden habe.— Da ich in der Folge auf diesen Gegenstand wieder zurückkommen werde, so will ich mich jetzt nicht weiter dabei aufhalten.

Späterhin wurde bekannt, daß nach langen Debatten Preußischer seits alles angenommen, wie Frankreich es verlangte und eine förmliche Allianz abgeschlossen sei.

In Hinsicht der drei im Klevеschen eingeschlossenen Abteien wollte man sich in Güte vergleichen. — Mit dieser Allianz reisete Lucchesini wieder nach Paris, worauf Haugwitz nach Berlin zurückkam.

Gleich bei der ersten Unterredung, die ich mit demselben hatte, zumal als ich diese auf Napoleon lenkte, bemerkte ich, daß sein Mund zum Lobe desselben nicht mehr so voll genommen wurde. — Er war kaum hier angekommen, so beklagten sich die Minister Stein, Schrötter und Angern bei demselben wegen der von England den Preußischen Unterthanen gekaperten Schiffe. — Haugwitz antwortete diesen Ministern blos durch die Mittheilung der Abschrift eines Briefes von ihm aus Paris an den König, worin er antrug, daß hier eben die Verfügung, wie in den französischen Häfen, getroffen werden möchte, nemlich die Verhinderung des Auslaufens der Schiffe.

Bei dieser Gelegenheit äußerte sich der Minister gegen mich auf eine solche Art und so bestimmt, daß ich sein ganzes damals angenommenes System untrüglich und evident daraus abnehmen konnte. Allein ungeachtet jetzt, da ich dies schreibe,

die Mittheilung seiner Aeußerung für die Lage Preußens ganz gleichgültig sein kann, indem sie weder schlechter noch besser dadurch werden würde: so halte ich es doch für gewissenhaft, das mir damals von ihm anvertraute, wenigstens vor jetzt, nicht zu entdecken. Sobald aber alles in seinem vorigen Geleise durch einen erwünschten Frieden wieder hergestellt sein wird, werde ich solches vielleicht dem Publikum mittheilen. So viel ist gewiß, daß durch das auffallende Benehmen dieses Ministers in Verbindung der mit den Engländern häufig gepflogenen Unterhändlungen es niemanden und am wenigsten einem Talleyrand entgehen konnte, daß Haugwitz den abgerissenen Faden mit England wieder anzuknüpfen suchte.

Die Abneigung gegen Frankreich nahm bei demselben täglich zu, und, wie gesagt, es konnte dem französischen Kabinet gar nicht entgehen, von dieser Veränderung sich augenscheinlich zu überzeugen. Das Nachgeben Preußens gegen Schweden, die entfallenen Aeußerungen eines Stakelbergs, und der Aufschub der Engländer, die preußischen Prisen nicht zu verkaufen, waren hinlängliche

Beweise des veränderten Systems. — Der Hauptgrund dieser veränderten Umstände lag, ich möchte fast sagen, größtentheils mit darin, daß der Minister v. Haugwitz sich in seiner Eigenliebe getäuscht fand, indem seine letzte Unterhandlung in Paris nicht den ihm erwünschten Ausgang nahm. Er wußte diese seine Selbstbeleidigung so künstlich zu verbergen, daß es leider allen denjenigen entgangen ist, bei welchen es nothwendiger als bei mir gewesen wäre, solches zu bemerken.

Besonders begann der Hader wegen der drei im Klevefchen eingeschlossenen Abteien. Er äußerte sich darüber eines Tages sehr auffallend gegen mich, als ich ihm sagte: „ich kann mich nicht überreden, daß die jetzigen Ursachen, sich einem Kriege mit Frankreich auszusetzen, erheblicher sind, als die im vorigen Jahre.“ Hierauf erwiederte er: „da reden Sie wieder so etwas in den Tag hinein; heute will man — auf die Knöpfe seines Kleides zeigend — diesen Knopf haben, morgen den zweiten, und übermorgen den dritten.“ Ich erwiderte ihm darauf, es sind auch wirklich nur Knöpfe, und zwar solche, die nur zum Ueberfluß paradiren, und noch dazu den Schaden mit sich

führen, daß man bei Gelegenheit daran hängen bleiben kann." Da er indeß, wo er keine Schonung nöthig hat, leicht aufzubringen ist, so setzte ich bescheiden hinzu: „ich belehre mich jedoch gern, daß Ew. Exzellenz es besser verstehen müssen.

Durch Rußlands Vermittelung wurde Schwedischer Seits die Blokade der Preußischen Häfen aufgehoben. Haugwitz sagte mir, er hätte diesen Vorfall der Kaufmannschaft kund gemacht, mit dem Beifügen, daß dieselbe jetzt die Freiheit habe, ihre Schiffe auslaufen zu lassen. Ich sagte dazu blos das einsylbige Wort: so! — welches ihm auffiel, mit der Bemerkung: „Das stimmt wohl nicht mit Ihrer Weisheit überein." Ich erwiderte lächelnd; „Da Ew. Exzellenz ein großer Verehrer der Logik sind, so erlauben Dieselben mir folgendes Dilemma: — „Sind Sie nicht fest überführt, daß die Engländer fernerhin die Preußischen Schiffe nicht mehr wegnehmen werden — denn auf bloßes mündliches Versprechen kann man sich mit den Engländern nicht einlassen — so ist das Auslaufen viel gewagt. Sollten aber dieselben solche wirklich nicht nehmen, so muß dies den größ-

ten Argwohn bei den Franzosen erwekken." Diese meine Bemerkung machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß ich den größten Verdruß darüber in seinen Gesichtszügen wahrnahm, und er gab mir die schöne Antwort: „Wir sind schon zu sehr in der Zeit fortgeschritten, jetzt hemmt sich bereits die Schiffahrt." Ich hatte die Unbesonnenheit, ihm gleich darauf zu erwidern: Diesemnach hätte auch die Erlaubniß des Auslaufens unterbleiben können. Leider haben die Franzosen es deutlich genug zu erkennen gegeben, daß dies zweideutige Benehmen ihnen nicht entgangen ist."

Da ich bereits angemerkt habe, daß die gekränkte Eigenliebe des Ministers vorzüglich mit im Spiel war, so brachte doch ein Zufall eine augenblickliche Veränderung bei demselben hervor, und sein scharfer Blick wurde vom französischen Kabinet wenigstens diesmal, wie man deutlich sehen wird, geblendet.

Es fiel dem Minister nicht ein, daß der Kaiser Napoleon sich als Protektor des deutschen Bundes in seiner ganzen Ausdehnung, wie es wirklich geschah, im Ernst aufstellen würde. — Dieser bekannte Vorfall mit der süddeutsch-

ländischen Konföderation wurde sowohl von Lucchesini als von Laforest, dem hiesigen Kabinet mit dem Beifügen mitgetheilt, daß auch Preußen im Norden eine ähnliche Konföderation errichten könne. — Dies erzählte der Minister mir mit einer besondern Behaglichkeit: denn er glaubte dadurch seine gescheiterte Allmacht wieder herzustellen. — Ich sagte ihm: ich verstehe von allen dem nichts. Das französische Kabinet thut nichts ohne Absicht; hat denn dasselbe bereits den allgemeinen Ausdruck einer nordischen Konföderation bestimmt und gegen wen soll dieselbe statt finden? Man ist doch gewiß nicht Willens eine nordische Konföderation gegen die südliche aufzustellen. —

Ueber diese meine Bemerkung wurde Haugwitz äußerst aufgebracht; doch lächelte er dabei; welches mir eine innige Freude schien, daß das Französische Kabinet einen Mißgriff gethan hätte.

Diese nordische Konföderation wurde von dem Minister von Haugwitz mit einem heißhungrigen Appetit betrieben, und, ungeachtet er bald darauf den Vorgang vom französischen Gesandten am Kurfürstl.

Hessischen Hofe, Herrn Bignon, vernahm, so kam er doch noch nicht von seinem Irthum zurück.

Bignon war Geschäftsträger in Berlin. — Er besitzt viel Talent, und hat nicht nur Kenntnisse, sondern auch einen klaren, scharfen Blick, und eine leichte Fassungskraft. Er hat einen deutlichen angenehmen Vortrag, ohne pedantisch zu sein, und, was noch lobenswerther ist, er ist seiner selbst Meister und außerordentlich arbeitsam *). Dieser Mann drang in den Kur-

*) 1808 bekam derselbe den Posten eines General-Intendanten der Mittelmark. Er hatte die Befugniß, Lieferungskontrakte zu annulliren und zu genehmigen: ein Auftrag, der in einem Jahre jemand zu einem reichen Mann machen kann. Dies Geschäft war ihm aber so widrig, daß er alles anwandte, um sich davon loszumachen. Gewiß ein seltener Zug. Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit zwei nicht bekannte Anekdoten mitzutheilen.

In dem ersten Schlesischen Kriege wurde ein Kommissarius bei dem damals kommandirenden Fürsten von Dessau wegen begangener großen Verbrechen angeklagt. Der Auditeur machte den Bericht: „es wäre zwar kein Zweifel, daß der Kommissarius die Verbrechen begangen hätte; allein aktive Beweise wären nicht vorhanden. Der Fürst fragte: „Wie lange ist er Kommissarius?“ Der Auditeur erwiderte: „zehn Jahr.“ „Gut,“ sagte der Fürst; „ein Kommissarius, der 10 Jahr Kommissarius ist, qualifizirt sich zum Galgen.“

fürst von Hessen-Kassel, der südlichen Konföderation beizutreten. Haugwitz war deshalb über den Herrn Bignon äußerst aufgebracht, und so verblendet, daß er fest glaubte, die Aeußerung des Mannes sei selbst wider den Willen des Kaisers; indem er sagte: „Dieser Mann wird schlecht bei Napoleon wegkommen!" Ich konnte mich aber nicht enthalten ihm zu erwidern, ich kenne Bignon, er handelt nicht übereilt. Jeder spielt sein Spiel; Gott gebe, daß ich Unrecht haben möge! Haugwitz

Er ließ ihn auch wirklich aufknüpfen. Das Besondere dabei ist, daß aus den Akten wirklich hervorging, daß derselbe den Strick verdient hatte. Friedrich nahm aber das Ding ganz anders. In einem ernstlichen Schreiben an den Fürsten sagte er:

„Ich verbitte mir in Zukunft, die Unter-
„suchungen nach der Exekution anstellen
„zu lassen."

Friedrich rügte das Benehmen des Fürsten nicht seiner günstigeren Meinung wegen, sondern er beobachtete streng die Form. Er pflegte zu sagen: „mit der heiligen Justiz muß man nicht spaßen." — Im ganzen genommen verachtete er die Menschen. Wie sehr schaden sich aber die Großen, wenn sie solches äußern. Der Verachtete achtet nichts. Folgende Anekdote beweiset, daß man nicht im allgemeinen von einer Klasse Menschen urtheilen müsse.

Der Generallieutenant Rohdich äußerte sich gegen Friedrich, als die Rede von Kommissarien war, daß er einen gekannt, der sich

wollte sich aber von seinen einmal gefaßten Lieblingsideen nicht abbringen lassen, und betrieb die Nordische Konföderation mit allem nur möglichen Feuer,

Dieser Minister glaubte fest und sicher, wenigstens zu dieser Zeit, daß es Frankreich ein Ernst mit der nordischen Konföderation sei, und Preußen nur standhaft bleiben und die Zähne zeigen müsse; welches hinlänglich sein würde, Napoleon von starken Schritten abzuhalten. Was den Minister zu diesem Irrthum verleitet haben mag, war und ist mir noch bis jetzt ein Räthsel. Der M. de Lucchesini berichtete endlich wie-

auch nicht einen Pfennig unrechtmäßig angemaßt hätte. Wie? sagte Friedrich, das ist unmöglich; er stand an der Krippe, und soll nicht mit gefressen haben? Herr, sei er nicht ein solcher Narre, und glaube er so etwas. Nobdich aber blieb bei seiner Aeußerung, und fügte bei einer andern Gelegenheit noch hinzu: „der qu. Mann wäre in der äußersten Noth." Diese Sache fiel dem König doch auf, und Er ertheilte andern den Auftrag, sich genau nach allem zu erkundigen. Alle Berichte der außerordentlichen Moralität dieses Mannes bestätigten sich, worauf der König dem Nobdich zu sich rufen ließ, und ihm befahl, zu dem Kommissarius zu gehen, um ihm zu hinterbringen, daß der König ihm eine Pension von 300 Thaler ausgesetzt hätte. Dieser göttliche Mann war auch im Kleinen groß.

derholentlich das Gegentheil, und die Nachrichten bestätigten sich auch, daß die französischen Truppen in Deutschland anstatt sich zu vermindern, sich im Gegentheil daselbst und am linken Rheinufer immer mehr verstärkten.

Nun kam alles in Bewegung und kein zur Sühne führender Gedanke fand mehr Gehör. Man machte schon kein Geheimniß mehr von den emsigen Unterhandlungen mit England. Vergebens wandte ich alle ersinnliche Vorstellungen an, den Minister von diesen höchst gefährlichen Maaßregeln abzubringen. Ich fragte ihn einst, ob er noch wohl glaubte, daß der Krieg Statt finden würde, und er beantwortete mir solches mit einem festen und bestimmten Nein! — Ich wußte aber das Gegentheil, sagte indeß: desto besser; indem es nicht allein unmöglich sei, etwas dabei zu gewinnen, sondern auch selbst, wenn Preußen den Franzosen im Angriff zuvorkommen sollte, so würde dies doch nur eine kurze Freude sein. Und was ist gewonnen, wenn wir nach drei Schlachten bis an den Rhein vorrücken? wie stand es mit den Franzosen vor der Schlacht bei Zürich? — — — Er

ließ mich, wider seine Gewohnheit, ohne mich zu unterbrechen, weiter reden, und ich fuhr fort: Sind denn Ew. Exzellenz von dem glücklichen Erfolg unsrer Waffen so fest und sicher überführt? Sachverständige und redliche im Kriege grau gewordne Männer sind leider nicht ganz dieser sichern guten Meinung. — Es war dem Minister nicht schwer zu errathen, wen ich damit meinte, und da Er diesen Mann nicht liebte, wovon die Ursache in der Folge zu ersehen sein wird, so hatte er Macht genug über sich, an sich zu halten, und ich konnte weiter reden: „Die Lage „Ew. Exzellenz ist sehr kritisch; sollten „wir glückliche Fortschritte machen, so wer„den Ihre Feinde sagen: was wären nicht „erst die Folgen gewesen, wenn man gleich „im vorigen Jahre angebunden hätte? „denn da hatten wir 50000 Russen an „Ort und Stelle zu unsrer Disposition. „Sollte es aber mislingen, wofür Gott „bewahre; so werden Ihre Feinde Ihnen „den schlechten Fortgang zuschreiben und „sagen: im vorigen Jahre wäre es nicht „so gekommen, denn wir hätten zu der „Zeit 50000 Russen gehabt." — Nun kam Er in Harnisch, und sagte aufge-

bracht: — „Ich sch... was auf alle die so was sagen." — Ich erwiderte leise: „vielleicht stinkt eines Ministers Sch... nicht." — Er wußte, daß ich bei dem Hrn. Feldmarschall von Möllendorf in einiger Achtung stand, und daß ich denselben fast täglich anspornte, sein Ansehen und das ihm gebührende Vertrauen dahin zu verwenden, um diesen höchst mißlichen Krieg zu verhindern. — Er wußte auch, daß dieser würdige Greis keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, dem König, der auch den Krieg weder gewollt noch gewünscht hat, alle mögliche Gründe vorzustellen um keinen so schweren Kampf zu beginnen.

Von dieser Zeit an begann Haugwitz mich aufs Korn zu nehmen. — Eines Tages sagte er gleichsam von ohngefähr mitten im Diskurs: „Ich habe Laforest in acht Tagen nicht gesprochen; was sagt er denn zu allen unsern Rüstungen und Anstalten?" — Ich erwiderte wie natürlich: „Woher soll ich das wissen? Sie selbst haben mir ja vor 14 Tagen auch verboten diesen Mann zu frequentiren;" und erst als ich von Haug-

witz weggegangen war, fiel mir die Frage auf. —

Ich äußerte einigemal gegen den Minister, was denn wohl die Ursache Napoleons sein könnte, einen Krieg anzuzetteln: blos um den Grosherzog von Berg drei elende Abteien zu verschaffen? Das ist doch wohl der Mühe nicht werth. Gewiß werden Ew. Exzellenz am besten die wahren Ursachen davon angeben können. Er erwiderte: dieser hat seine eignen Wege, die sich nicht so leicht ergründen lassen. — Ich dachte: aber die Deinigen. —

Die Unterhandlungen Oubrils in Paris intriguirten den Minister am meisten, und überhaupt war es seine Gewohnheit, auf allen Hochzeiten tanzen zu wollen. Er sagte mir deshalb mit Heiterkeit, Rußland wird die Friedensbedingungen nicht genehmigen. Er war fest entschlossen mit Frankreich anzubinden, und so wie sein Gang in auswärtigen Unterhandlungen war, eben so waren auch seine Rathschlüsse und Aeußerungen im Kabinet selbst; nemlich, er hatte stets, wie das Orakel zu Delphi, die Hinterthür offen, und darin ist er gewiß stark. Seine Antworten und

Reden

Reden waren beständig so abgefaßt, daß er immer Recht haben mußte. —

Der Markis de Lucchesini war bis auf eine gewisse Epoche, stets für die Erhaltung des Friedens mit Frankreich. Aber auf einmal fing er an Lärm zu schlagen. — Er wiederholte und warnte, daß Frankreich nicht aufrichtig zu Werke ginge, indem es, statt die Truppen in Deutschland zu vermindern, starke Armeen nach dem linken Rheinufer marschiren ließe.

Daß Frankreich stets die Wiederherstellung des polnischen Reichs beabsichtigte, kann diesen Ministern nicht entgangen sein; zumal Laforest sich mehrmals sogar gegen mich äußerte, wie sehr es Preußens Interesse sei, die polnische Republik wieder herzustellen. Ich erwiderte demselben: „das Preußische Kabinet kennt sein Interesse. Wahrscheinlich mag Frankreich sich nach der Nichtgenehmigung des russischen Friedens etwas stärker darüber geäußert haben, und da Lucchesini merkte und glaubte, daß der Kaiser dies Unternehmen nicht aufgeben würde, so hetzte er Preußen auf.

Erst jetzt schien es mir ganz evident möglich, daß ein Krieg zwischen Frankreich und Preußen Statt haben könnte;

und muß dabei eine Episode einrücken, die mich selbst betrift. — Da das System, mit Frankreich stets in Friede und Eintracht zu leben, unstreitig das heilsamste war, so suchte ich auch bei jeder Gelegenheit, mündlich und schriftlich, mittelbar und unmittelbar, diese friedlichen Gesinnungen zu äußern, nemlich, daß Preußens Glück und Wohlfahrt blos auf diesem System beruhe. Der hochsel. Herzog von Braunschweig nahm sich meiner aufs äußerste an, und drang darauf, mich für meine geleisteten Dienste und Aufopferungen einigermaßen zu entschädigen, indem solche sich über 26000 Thaler beliefen; den Schaden ungerechnet, den ich durch Versäumung meiner hiesigen Geschäfte und durch die höchst ungerechte Aufhebung meines Lieferungs-Kontrakts erlitten hatte. Der König assignirte mir deshalb dreitausend Thaler auf die Dispositionskasse; eine Summe, die ich gewiß nicht aus der Ursache erhalten habe, weil ich den Krieg zu befördern gestimmt war. Ich wurde vielmehr dadurch um so eifriger angespornt, mit Aufopferung meiner selbst alles anzuwenden, um diesen unglücklichen Entschluß abzuhalten.

Ich äußerte mich gegen den Minister

von Haugwitz und gegen alle, die so sehr auf den Krieg drangen, mit diesen Worten: „Wie kann eine so gute, tugendhafte und verständige Dame wie die Königin, so sehr für den Krieg sein? Die Möglichkeit des Unglücks — denn wer kennt nicht das wandelbare Kriegsglück — sollte doch billig der guten Königin begreiflich machen, daß sie ebenfalls genöthigt sein könnte, nach Königsberg zu gehen, wie die Kaiserin von Oestreich nach Teschen. Ferner, der Hr. Oberst von Kleist, ein Zögling des erfahrnen Möllendorfs, sollte doch aus Vernunft und Erkenntlichkeit mehr Vertrauen in die militairischen Kenntnisse dieses alten Veteranen setzen, der die Kraft des jetzt bestehenden Preußischen Heeres, in Hinsicht der Französischen Armee, die die Ausübung eines 14jährigen ununterbrochenen Krieges vor sich hat . . . gewiß zu berechnen im Stande ist, und den Einsichten dieses Greises mehr als den seinigen zutrauen.

Ueber diese Aeußerung ward der Minister wüthend, und sagte: „er riethe mir, mich dergleichen zu enthalten," und dennoch sagte er selbst: „ich glaube auch nicht, daß der Krieg Statt haben werde. —

Erst im Januar 1807, erfuhr ich das Kleinliche dieses falschen Zutrauens. Er wünschte, daß ich dies ausbringen sollte, welches auch von mir geschah — damit Bernadotte es nicht wagen möchte, Sachsen zu besetzen. Kann man sich wohl kleinlichere Absichten erdenken? — Könnte man denn nicht einsehen, daß die Preußische Armee nach ihrer relativen Stärke und ihrer innern Verfassung nicht eben so gut bei Frankfurth am Main als bei Jena geschlagen werden würde. Die Ursachen a posteriori der etwanigen Niederlage unserer Armee bei Frankfurth am Main würden eben so wenig Trost und Hofnung gebracht haben, als die Ursachen die man jetzt weiß, warum wir die Niederlage bei Jena, erlitten haben. — Kämpfer mit allen seinen gelehrten Abhandlungen über den Bau eines Schuhes wird doch keinen einzigen Schuh so gut machen können, als der Schuhmacher, der sein ganzes Leben damit zugebracht hat. Abhärtung und Erfahrung überwiegt alles. Ohne das Intellektuelle der Kriegskunst der Franzosen zu erwehnen, hätte man nur bedenken müssen, daß diese, funfzehen Jahre lang, nicht gegen

Türken, sondern gegen die kriegerischsten Völker von Europa in Krieg verwickelt waren.

Mein Glaube an Frieden wurde täglich schwächer; ich wollte demnach einen andern Weg einschlagen und den Minister von Haugwitz so viel möglich zu überführen suchen, daß unsre Armee, wegen gewisser Umstände sich nicht dazu eigne mit Frankreich anzubinden. Da ich aber in diesem Fache keinen Glauben verlangen konnte; so wünschte ich eine öftere Unterredung zwischen Haugwitz und dem würdigen Feldmarschall von Möllendorf. — Ich äußerte einst dreist, es sei nicht hinlänglich, daß ein Minister der auswärtigen Angelegenheiten sich bloß mit politischen Gegenständen befasse, er müsse auch von dem Bestande und der Hinlänglichkeit der Finanzen und noch mehr von den innern Kräften der Armee überführt sein. Dies Letztere könnte er nur mit Gewißheit von dem Feldmarschall von Möllendorf erfahren. Ich wünschte zwischen beiden Männern das gegenseitige Vertrauen wieder herzustellen. Die Ursachen aber, warum es nicht gelang, habe ich erst späterhin

erfahren, worüber ich noch zu sprechen Gelegenheit haben werde.

Der Feldmarschall v. Möllendorf hat stets seine Meinung über einige von denen, die zu Anführern der Preußischen Heere bestimmt wurden, geäußert. Von den noch Lebenden will ich seine Gedanken nicht offenbaren, weil es mir als Verläumdung oder Schmeichelei ausgelegt werden kann; wohl aber von denen, die nicht mehr da sind. Er rühmte den gebliebenen General v. Schmettau und zitterte vor dem jugendlichen Feuer des vielversprechenden Prinzen Louis Ferdinand.

Der Minister Haugwitz beging unverzeihliche Fehler. Unter den Bedingungen, die er Frankreich gleichsam vorschreiben wollte, war die auffallendste die, daß die französischen Truppen sogar Süddeutschland verlassen sollten. — Ist es wohl zu glauben, daß einem Minister nur der Gedanke einfallen konnte, einem zu befehlen gewohnten Sieger und Chef des südlichen Deutschlands — denn Preußen hatte damals schon die Protektorstelle des Kaisers Napoleon über Süddeutschland eingeräumt — die peremtorische Zurückziehung seiner Truppen aus

den Ländern seiner Alliirten, zur ersten Bedingung zu machen? da doch diese Alliirten es selbst nicht verlangten.

Die von Frankreich darauf ertheilte Antwort war anscheinend mäßig; denn man erboth sich, die Truppen aus dem nördlichen Deutschland zurückzuziehen. Die Ursache dieser ungewöhnlichen Nachgiebigkeit hatte gewiß ihre Absicht, gerechte oder ungerechte, kann ich nicht beurtheilen. Napoleon beabsichtigte damals die Erlangung der drei qu. Abteien für den Großherzog von Berg und die Abtretung der bis an der Weser gelegenen Preußischen Länder, wofür eine anderweitige Entschädigung angeboten wurde. Freilich ging dies auf Kosten anderer, wozu kein Recht vorhanden war; auch befürchtete Preußen, daß durch Zueignung solcher Länder wie Meklenburg ꝛc., die Absichten nur dahin gingen, es mit Rußland zu entzweien. Es liegt auch nicht in dem Karakter des Königs, fremdes Eigenthum ohne Veranlassung sich zuzueignen; auch waren Frankreichs Feinde nicht die seinigen. Da überdies Frankreich in den mit England gepflogenen Unterhandlungen sich geneigt zeigte, demselben Hanno-

ver wieder zurückzugeben, — wenigstens hat England davon kein Geheimniß gemacht — so nahm das Mißtrauen täglich zu, und Preußens Unterhandlungen mit Rußland und England wurden um so emsiger vom Minister Haugwitz betrieben.

In wie weit der Verdacht der Englischen Insinuationen gegründet sein mochte, will ich dahin gestellt sein lassen. Allein gesetzt, Frankreich hätte wirklich die Absicht gehabt, Hannover an England zurück zu geben, so war in diesem Falle der Minister Haugwitz eines Theils mit Schuld, weil er durch das zweideutige Benehmen gegen Schweden und die angeknüpfte Unterhandlung mit England den Verdacht Frankreichs gegen Preußen erweckte und vermehrte. — Ich will nicht entscheiden, auf welcher Seite das mehrere Recht sich hinneigen mochte; allein so viel bleibt ausgemacht, daß Haugwitz darin einen Fehler beging, daß er Preußens Absichten zu frühzeitig aufdeckte. — Machte doch Preußen Rußland den Vorwurf, daß es die Schlacht bei Austerlitz zu frühzeitig wagte, nemlich vor dem 12ten Dezember, ehe noch alle Preußische Truppen an

Ort und Stelle haben eintreffen können. Wie leicht war es nicht für Preußen, durch unterschiedene diplomatische Wendungen, in welchen der Minister von Haugwitz sonst so gewandt ist, den Ausbruch des jezigen Krieges zu verschieben, bis die von Rußland versprochenen hunderttausende Truppen näher gewesen wären? — Wäre es denn ein so großes Unglück für Preußen gewesen, den Ausbruch des Krieges aufzuhalten, wenn man sich vielmehr entschloß, jene drei elende Abteien aufzuopfern und abzutreten, um dadurch Frankreich allen Vorwand zu benehmen und dasselbe glauben zu machen, daß Preußen sich blos durch Unterhandlungen zu allem bequemen würde. Allein die kalte Vernunft war leider nicht mehr bei dem Minister an der Tagesordnung.

So bestätigt auch die Erfahrung, daß, sobald ein Minister in zweideutige Unterhandlungen verfällt, es von beiden Seiten auf politische Belistung angesehen wird. — Wie leicht wäre es nicht gewesen, England zu einer Subsidie von 20 Millionen Thaler an Preußen zu vermögen; die gerechte Maxime, man muß seine Unterthanen nicht verkaufen, findet hier nicht Statt;

denn der Krieg war doch beschlossen; — und bloßes Versprechen von Schadloshaltung war lächerlich. — Dadurch hätte man der mißlichen Kreirung der Tresorscheine überhoben sein können, womit leider die Einwohner jetzt, 1808, so sehr geplagt sind; indem jene Scheine bereits an 35 Prozent verlieren, und bei fortdauerndem Elende noch mehr sinken können, welches alles ich bereits in der 1805 von mir herausgegebenen Schrift: „Ueber Geldumlauf und Papiergeld,“ genugsam vorausgesagt und dafür gewarnt habe. Daß ich meine Besorgnisse hierüber in gedachter Schrift in einer erdichteten Unterredung zwischen dem Minister Walpole und dem Bankdirektor Hutchinson versteckt habe, war wohl zu verzeihen. Ich wollte der Regierung nur einen Wink geben, ohne ihr im geringsten anmaßend vorzugreifen.

Der Minister von Haugwitz hat in seinen Unterhandlungen stets so viele Rücksichten und Besorgnisse geäußert, daß er am Ende dadurch fast für gar nichts mehr sorgte. Gesetzt aber auch die Besorgniß, daß Frankreich das Prävenire spielen würde, wäre gegründet gewesen, so glaube ich dennoch, daß der Preußi-

sche Einmarsch in Sachsen, den Frankreich als die Losung zum Kriege ansah, übereilt war. — Einer minder starken Macht geziemt es eher, verzögernd zu verfahren; und in diesem Falle hätte der Minister auf die Erfahrung und Kriegskenntniß des Feldmarschalls v. Möllendorf Rücksicht nehmen sollen. Dieser wollte, die Armee sollte bei Bunzlau stehen bleiben. Allein auch hier wollte man Künste machen, und der Prinz von Hohenlohe wollte zeigen, daß die Preußischen Truppen mit ihrer schweren Ekipirung und mit Zelten beladen, eben so schnell marschiren könnten, als die Franzosen. Es wurden alle Künste angewandt, den guten König, der so sehr gegen den Krieg war, dazu zu bewegen.

Der Minister Haugwitz sagte endlich mir mit dürren Worten: „Ich habe dem Laforest gesagt, daß die Maaßregeln gegen Frankreich lediglich auf mein Anrathen genommen wären.“ Jetzt aber hörte ich von glaubhaften Männern, daß derselbe an Laforest das Gegentheil gesagt haben soll, nemlich: „Es ist meine Schuld nicht; der Oberst Kleist betreibt so sehr den

Krieg." Diese listigen Wendungen sind dem Grafen Haugwitz ganz eigen.

Noch bevor der Minister Haugwitz zur Armee abreisete, ging man schon mit der Ausarbeitung eines Manifestes schwanger. Eines Tages fand ich ihn von Arbeit abgeäschert, und in Gemüthsbewegung. Der Faden der Underredung lenkte auf die Beschwerden gegen Frankreich, wobei er mich fragte: „Müssen Sie nicht gestehen, „daß alle Beschwerden wahr sind?" Ich erwiderte: desto schlimmer! Der Mächtigere, der seine Absichten ausführen will, entrüstet sich weniger, wenn man ihm Lügen, als wenn man ihm Wahrheiten vorwirft. — — — —

Ich sehe mich genöthiget, die Erzählungen der politischen Vorgänge abzubrechen, oder vielmehr in dieser Brochüre zu endigen, weil solches zu weit führen kann, und muß wieder auf den Gegenstand meiner Verhaftung zurückkommen, indem ich folgendes dem Herrn Grafen von Haugwitz vorzüglich zu beherzigen gebe:

Sie wissen, mein Herr Graf, daß ich bei aller Gelegenheit, so viel nur irgend einem so unbedeutenden Individuum als ich, zu bewirken möglich war, stets Ihre Par-

tie genommen, und Ihnen wirklich mit Eifer gedient habe. Ich berufe mich deshalb auf den würdigen General von K—ckritz *). — Auch sagten Sie selbst einst: „Ephraim, Sie sind so uneigennützig, „daß, wenn es auch eine Gelegenheit gäbe, auf eine zweideutige Art 4000 thl. „zu gewinnen, Sie wüßten gewiß nicht „einmal, wie Sie es anfangen sollten." — Also, Herr Graf, Sie haben mich für einen Menschen gehalten, der unfähig ist, unerlaubte Wege einzuschlagen; auch müssen Sie gestehen, daß ich in meinem Leben nicht die geringste Wohlthat von Ihnen, weder mittelbar noch unmittelbar erhalten

*) Auch gegen diesen hat man sich unanständige Ausfälle erlaubt. Ich kann heilig versichern, daß er sich wegen folgender drei Gegenstände, welche ich überreichte, Unannehmlichkeiten ausgesetzt hat:

1) wegen einer andern Verwaltung der Klassen-Lotterie;
2) wegen des Kreditsystems in Südpreußen, damit das Mutterland nicht vom Gelde entblößt werde;
3) wegen Einrichtung der Magazine.

Allein er hat gegen Schuleuburg und Konsorten nicht aufkommen können. Daß er nicht mehr Gutes stiften konnte, lag nicht an ihm. Ich werde dem Publikum Alles, vielleicht in der dritten Auflage, mittheilen.

habe, und dennoch haben Sie mich auf eine so widerrechtliche und unerhörte Art verhaften lassen; indeß Sie noch einige Tage vorher auf die herablassendste, ich möchte sagen freundschaftlichste Art, sich gegen mich äußerten. Warum geschah das? Hat man Ihnen etwa einen Verdacht gegen mich beigebracht, so hätten Sie mich ja rufen lassen, oder etwa einem rechtschaffnen Mann den Auftrag geben können, mir das vermeinte Vergehen vorzuhalten, allenfalls gleich zu verlangen, meine Papiere nachzusehen. — Statt diesem reisten Sie ab, und hinterließen den Befehl, mich auf die härteste Art einzusperren; setzten mich der Gefahr der barbarischsten Mißhandlungen aus, die mein Körper noch sehr empfindet; auch würden durch die verläumderischsten Nachreden meine häuslichen Angelegenheiten sehr zerrüttet. — Berechtiget denn, Herr Graf, ein bloßer Verdacht zu dergleichen Grausamkeiten? — Wie wenig ist gleichwohl auf bloßem Verdacht zu bauen? — Nichtswürdige Menschen hielten des Ministers von Hardenberg Güterankauf für verdächtig; hat es sich aber nicht nachher gezeigt, daß dieser Minister, wegen Schulden von mehr als 70000 Tha-

ler, in die größte Bedrängniß gerathen ist? — Doch, wozu fremde Beispiele! — Sie wissen, Herr Graf, daß Sie vor einigen Jahren geäußert haben, Ihre Einkünfte von 45000 Thaler hätten sich bis auf nichts reduzirt, und Sie wären daher genöthigt, auf einen unbestimmten Urlaub zu dringen, um Ihre Güter wieder in gehörigen Stand zu setzen. In weniger als zwei Jahren brachten Sie es, nach Ihrer Aussage, dahin, die ganz zu Grunde gerichtete Kultur wieder herzustellen, und Sie erklärten der ganzen Welt, daß Ihre Einkünfte wieder bis auf 65000 thl. gestiegen wären. — Eine so schleunige Wiederherstellung verfallner Güter mußte bei jedem Verdacht erregen. — Ich für mein Theil hielt einen solchen Verdacht grundlos. Sie hatten ja bei der Seehandlung 120000 thl. von den vom König Ihnen geschenkten Geldern zu stehen, und mit solchen Summen kann man ja wohl Güter wieder in Stand setzen; denn mit 120000 thl. Mist läßt sich schon was düngen und auf chinesische Art das Korn pflanzen, statt es zu säen. Vielleicht ist aber diese schleunige Herstellung der Einkünfte auch nicht wahr, und Sie wollten nur dadurch ihre große ökonomischen Kennt-

nisse gehörigen Orts beweisen, um sich den Weg zu — — — bahnen.

Da ich mich nun durchaus nicht überreden kann, daß Ihrer Seits ein Verdacht gegen mich möglich war, was beabsichtigten denn Dieselben durch den gegen mich erlassenen eigenmächtigen geheimen Verhaftbrief; die lettres de cachet im vormaligen Frankreich waren gleichwohl doch vom Könige unterschrieben. Daher dieses Ihr Verfahren, (wenn ich selbst die gerechteste Veranlassung dazu gegeben hätte,) die äußerste Nationalverletzung ist, und wehe dem Volk, das ein solches Verfahren nicht rügt. — Ich fordre die ganze Preußische Nation auf, wenn einst unser guter und gerechter König wieder in Besitz seiner Länder sein wird, nicht meine persönliche Beleidigung, denn daran ist wenig gelegen, sondern die Sache an sich selbst, zu der ihrigen zu machen; weil ihre eigene Wohlfahrt darauf beruhet, wenn ein solches Verfahren ohne Vorwissen des Königs und der angeordneten Gerichte Statt finden kann. Je größer und vornehmer die Person ist, die eine solche Gewaltthätigkeit ausübt, desto größer muß auch die Strafe und Ahndung sein.

Herr

Herr Graf, Sie haben sich als ein ungeschicktes Oberhaupt der geheimen Polizei gezeigt; (denn dies waren Sie zu dieser Zeit) so wie Sie vormals als ein geheimer Oberer der Geistersehergesellschaft wirkten; worüber ich folgende nähere Umstände hier mittheile:

Bei der Thronbesteigung des jetzigen Königs gab der Minister Haugwitz im Namen Sr. Königl. Majestät dem Herrn Feldmarschall von Möllendorf den Befehl, die Gräfin Lichtenau zu verhaften und sich ihrer Papiere zu bemächtigen. — Unter diesen fanden sich viele Billets von Haugwitz an die Lichtenau, die nicht nur sehr schmeichelhaft und kriechend abgefaßt waren, sondern auch die geheimsten und vertraulichsten Gegenstände betrafen. Daraus ging hervor, daß der Herr Graf der unbekannte geheime Obere der Geisterbeschwörer war. Er glaubte, diese Papiere von dem Feldmarschall zurück zu erhalten; allein dieser an seine Pflicht gewöhnte Greis überlieferte alles dem Könige. — Seit diesem Vorfalle entstand die Abneigung des Grafen gegen den Feldmarschall. Er entfernte sich von ihm, so weit es die Anständigkeit und das Hofleben

erlaubte; und dies ist auch die Ursache, daß ich es nicht dahin bringen konnte, daß derselbe sich mit diesem würdigen Manne wegen einer richtigen und wahren Auskunft des innern Gehalts der Preußischen Heerführer besprach, und ob die alleinige Macht hinlänglich sei, Frankreich die Spitze zu bieten.

Es wäre Unrecht, dem Grafen von Haugwitz alles Talent abzusprechen. Er besitzt eine außerordentliche Gewandheit sich zu verstellen, so daß man leicht verleitet wird, fest zu glauben, man könne auf seine Aufrichtigkeit rechnen; aber wehe dem, der sich durch den Sirenengesang verführen läßt. — Wo dieser Minister Einfluß hat, da weiß er sich, troß der verschlagensten Hofschranzen, der geringsten Vortheile wegen, so zu schmiegen und zu biegen, und selbst einem in Ansehen stehenden Manne so lange die Kour zu machen, bis er seinen Zweck erreicht. — Haugwitz hat auch einen ihm eignen Wahlspruch, wie die römischen Kaiser, nemlich: „ich will nicht was ich nicht kann;" wenn er aber nur irgend etwas ausführen kann, das auch in der weitesten Entfernung seinen Absichten nüßt, so ist ihm nichts heilig. Dies hat die Lichtenau empfin-

den müssen, eine Frau, die zwar leichtsinnig und eitel, aber nie boshaft war.

Einige dreiste Menschen haben ihm dies Verfahren vorgehalten, und es ist kaum zu glauben, was er darauf antwortete. „Ich mußte die Freundschaft der Lichtenau kultiviren, sagte er, damit ich alles erfuhr, was zwischen ihr und dem hochsel. Könige vorging." — Das setzte kein vollkommenes Vertrauen seines Souverains zu ihm voraus, wenn er zu solchen Mitteln seine Zuflucht nahm. Könnte ich unter solchen Bedingungen sogleich auswärtiger Minister werden, gewiß ich würde lieber noch einmal mich der harten Behandlung in Küstrin aussetzen. — Weniger Unterrichteten kann er eine solche Ursache weiß machen. Die wahre Absicht seiner Geschmeidigkeit gegen jene Frau, war der schwarze Adlerorden, den er auch noch einige Zeit vor dem Absterben des hochsel. Königs von ihr bekam, und vielleicht war dies auch die Ursache ihres Sturzes, denn in Grunde verdroß es ihm, weil er es wider die Würde der Grafen von Haugwitz hielt, einer solchen Person den Orden zu verdanken zu haben.

Das harte Verfahren gegen die Lichtenau mag übrigens auch andere politische Ursachen gehabt haben, um manchem die Kour zu machen, und ich bin überzeugt, daß dies auch in Hinsicht meiner der Fall war, ungeachtet ich nur ein unbedeutendes Individuum bin.

Der Befehl, den der Minister zu meiner Verhaftung gegeben, war blos und allein in seinem Namen, denn es heißt darin: „Da der Ephraim ungeachtet des Verbots, die französische Legation frequentirt hat, so wird man denselben verhaften."

Mein Herr Graf, der mir gemachte Vorwurf ist eine grobe Lüge, sei es bloße Muthmaßung, oder vorsätzliche Erfindung von Ihnen selbst, oder lügenhafter Bericht von irgend einem Ihrer Muschen (gleichviel welcher) denn es ist äußerst auffallend, daß man eine Lüge gesehen haben will. Es ist sogar abgeschmackt, denn man kann wohl eine Lüge hören, aber nicht sehen. Gesetzt aber auch, man sähe jemand einen Ort betreten, in welchem sich Personen aufhalten, deren Umgang man ihm versagt hat, dieser Ort aber wäre zugleich das Lokal Andrer, ist es deswegen ausgemacht, daß er gerade mit denjenigen Perso-

nen gesprochen haben muß, deren Umgang ihm versagt worden ist? — Wie strafbar ist aber denn nicht ein solches Verfahren, jemanden auf bloßen Verdacht für einen Staatsverräther zu erklären; indem man, wie gesagt, wohl eine Lüge hören, aber nicht sehen kann. Man kann dem Minister Grafen von Schulenburg nicht den Vorwurf machen, daß derselbe während der Zeit, daß die geheime Polizei unter seiner Aufsicht war, auch nur ein einzigesmal ein Mißbrauch Statt gefunden, und noch viel weniger, daß er selbst einen unrechten Gebrauch davon gemacht hat.

Ich habe aber keinen von den Herren Gesandten weder direkte noch indirekte frequentirt, und was hätte ich ihnen auch wohl sagen können, was diese nicht ohnehin schon und weit besser aus Ew. Excellenz eignem Benehmen erkennen konnten. Ueberdies sprach ich durchaus niemand von dem Departement der auswärtigen Geschäfte als Sie, Herr Graf, und Sie selbst sagten mir ja, daß alles zwischen Ihnen und dem König allein und unmittelbar abgemacht würde. — Was haben Sie denn für eine Absicht gehabt, mir Ihre Thür offen zu lassen? Um was

evident zu machen, hatten Sie ja ein weit besseres Mittel, nemlich Ihre Geister; denn was meine wenige Kenntniß betrift, so konnten Sie solche ja bei hundert andern finden, und warum haben Sie denn gerade mich zum Opfer gewählt?

Erst einige Wochen nach meiner Zurückkunft von Küstrin, erfuhr ich von dem Hrn. Leg. Rath Küster, daß Ew. Excellenz demselben von Weimar aus den Auftrag gaben, nach meiner bereits 14tägigen Verhaftung in der Hausvoigtei, meine versiegelten Papiere durchzusehen; welches in Gegenwart des Polizeiinspektors Jakobi geschah. — In diesen Papieren befanden sich unter der Menge Schriften, Briefe von Dūroc, von Bournonville, vom General Köckritz vom Herzog von Braunschweig, nebst einem Chiffre ꝛc. ꝛc. Der Hr. Leg. R. Küster stattete einen sehr günstigen Bericht davon ab, „daß nemlich weder das geringste Kriminelle in allen meinen Papieren enthalten sei, noch im mindesten solche zu irgend einem Verdacht Anlaß gäben.“ — Er hätte mit gutem Gewissen noch hinzusetzen können, „nichts als patriotische Gesinnungen enthielten.“ — Von allem diesen

sagte der Minister v. Haugwitz kein Wort weder dem Könige noch irgend einem von denen die ihn umgaben. Ein Beweis davon ist dies, daß diese Herren noch in Küstrin sich äußerten, daß ihnen sämmtlich von meiner Verhaftung nicht das geringste bewußt sei. — Zu so einem Verfahren noch weitere Betrachtungen hinzu zu fügen, halte ich völlig überflüssig. —

Glauben Sie nicht, Herr Graf, daß ich einen Augenblick anstehe, Ihre Geschicklichkeit in Zweifel zu ziehen, daß Sie nicht auch in der Folge wiederum sich den Weg zur Wiedererlangung Ihres vorigen Einflusses bahnen können. —

Da Sie Ihr Verfahren gegen die Lichtenau so geschickt zu bemänteln wußten, wie viel leichter wird es Ihnen bei einem Ephraim werden. — Allein wissen Sie, Herr Graf, daß ich nicht weit von 70 Jahren bin, und daß ich eben so wenig Rücksicht auf meine Person nehme, als wenn ich das Schnupftuch aus einer Tasche in die andre stecke. Hätten Sie mich durch den Weg Rechtens verhaften und verurtheilen lassen; so würde es mir gar nicht eingefallen sein, das geringste

öffentliche Aufhebens davon zu machen. Allein Ihr geheimer widerrechtlicher Verhaftbrief berechtigt, wenn Sie wollen, wenigstens meine Eigenliebe; denn ich will mich gern allem blos stellen wenn ich dadurch bewirke, daß kein Preußischer Einwohner ferner durch dergl. lettre de cachet verhaftet und auf eine so grausame Art behandelt wird. Dann glaube ich meinem Könige und der ganzen Preußischen Nation einen wahren Dienst geleistet zu haben. —

Ich erwarte auch von Ihnen, mein Herr Graf, als eine Pflicht gegen Ihre eigene Person und Stand, daß Sie sich entweder öffentlich entschuldigen, — denn rechtfertigen glaub' ich, können Sie sich nicht — oder mich zur Verantwortung ziehen lassen; indem ich so bereit als willig bin, mich vor jedes gerechte, unpartheiische, fremde oder einheimische Gericht zu stellen.

Dies mag fürs erste genug sein!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ephraim, Benjamin V.

Über meine Verhaftung und einige andere Vorfälle meines Lebens

Passau 1808

Bibl.Mont. 1896
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10718242-0